



Ingrid von Heiseler

Lost in Goa

Fakten und Fiktion

Ingrid von Heiseler, Lost in Goa

Ingrid von Heiseler

Lost in Goa

Fakten und Fiktion

Die Erzählungen Bernardos über das Café Central und den Schwimmunterricht in Dona Paula sind mit freundlicher Genehmigung des Autors Vasco Pinho seinem autobiografischen Buch „Nostalgia“ (in Englisch geschrieben), Panjim, Goa 1998 entnommen. Eine Erzählung Arnos hat ihr Vorbild im Text „Abendrunden“ in *Einer tanzt aus der Reihe*.

Das Copyright in der ersten Ausgabe von 2001 entbehrt jeder rechtlichen Grundlage. Dass die Auflage deswegen nicht eingestampft werden musste, verdankt sie meiner Vertrauensseligkeit. De mortuis nil nisi bene.

Covergestaltung und übrige Fotos: Ingrid von Heiseler

©Ingrid von Heiseler

Impressum

Ingrid von Heiseler

Am Mühlengraben 22

38440 Wolfsburg

Telefon: 05361 22874

ingridvonheiseler@t-online.de

www.ingridvonheiseler.de

Inhalt

- 1 Arnos Zwischenlandung in Abu Dhabi
- 2 Bernardo empfängt Arno in seinem Haus
- 3 Arno besichtigt den Tempel in Mardol und lernt drei Menschen kennen
- 4 Manuela schreibt einen langen Brief an ihre Schwester
- 5 Manuela erzählt in ihrem Brief von der Begegnung mit Arno
- 6 Der Brasilianer Ramon wird von einem Familiengericht zum Tode verurteilt
- 7 Arno findet einen Leblosen und lernt den Arzt Dilip kennen
- 8 Rosa wird entführt
- 9 Arno bringt Rosa zu Manuela ins Hotel Mandovi.....
- 10 Angela lernt den Autor Vasco Pinho und den Reporter Rajashree Iyer kennen
- 11 Angela besucht den Autor und die Kala-Akademie
- 12 Bernardo gibt ein Fest
- 13 Angela und Arno führen vor Bernardos Haustür ein Gespräch
- 14 Panjim und Angelas Besuch beim 'Herald'
- 15 Angela fährt zu Dr. Ferrolho nach Colva
- 16 Manuela und Rosa zu Gast bei Dilips Schwiegermutter Vilma in Calangute
- 17 Vilmas Enkelkinder kommen zu Besuch, und Rosa wird abgeholt
- 18 Arno liest einen Rundbrief; Rajashree in Vasco

19 Eine Überraschung für Arno; Rajashree schreibt einen Artikel

20 Rehana lernt Dilip kennen und fährt ins Hotel Fidalgo

21 Angela, Bernardo und Vilma sprechen miteinander

22 Wladimir geht ins Konzert, und Barbara besucht Arno in Bernardos Haus

22 Wladimir geht ins Konzert und Barbara besucht Arno in Bernardos Haus

23 Rehanas und Ramons Hochzeitsfeier

Die Quellen zu *Lost in Goa. Fakten und Fiktion*

Entstehung und Bauweise

Zwei Hundegeschichten

Die Autorin

Die wichtigsten Personen der Handlung

Der Brasilianer Ramon

Die Deutschen:

Arno

Gert

Manuela, Journalistin

Angela, Pensionärin

Die Inder:

Bernardo, Architekt

Dilip, Arzt

Rajashree, Reporter beim 'Herald'

Rehana, Ramons große Liebe

Rosa, das Kind

Vilma, Dilips Schwiegermutter

Der Russe Wladimir, Kinderhändler

Die US-Amerikaner:

Barbara Cook

Peter Zachariadis

Es gibt eine Art, mit dem anderen tief zu kommunizieren: zu dem gehen, was in mir selbst am tiefsten ist. Mit andern Worten, den Weg, den die sogenannten großzügigen Gemüter wählen, in umgekehrter Richtung einzuschlagen.

In Frieden mit sich und der Welt verkümmert der Geist. Er erblüht bei der geringsten Widrigkeit. Das Denken ist alles in allem nur die schamlose Ausbeutung unserer Betroffenheiten und unserer Mißgeschicke.

E. M. Cioran

1 Arnos Zwischenlandung in Abu Dhabi

Als Arno den niedrigen, schmalen, warmen Korridor verließ und in die kühle, hohe Halle trat, glaubte er sich in Tausendundeine Nacht versetzt. Eigentlich war die Halle eine riesige Kuppel, eine abgeplattete Halbkugel. In ihrer Mitte führte ein mächtiger runder Pfeiler, der zum Boden hin immer schmaler wurde, ins Erdgeschoß. Das obere Stockwerk bestand aus einer sehr breiten Galerie, von der aus man nach unten sehen konnte. Kuppel und Pfeiler waren so miteinander verbunden, dass Arno sich unwillkürlich vorstellte, der Pfeiler sei innen hohl und von außen müsse das Gebäude wie eine umgekehrte Napfkuchenform aussehen. Die ganze Kuppel - sie begann in sanftem Bogen am Fußboden der Galerie - war mit dunkelblauen und türkisfarbenen Mosaiken bedeckt.

Dunkelblau begann der Bogen und ging dann allmählich ganz ins Türkise über. Das Mosaik bestand aus unregelmäßig behauenen Kachelstücken. Auch bei aufmerksamer Betrachtung konnte Arno keine Wiederholung des Musters erkennen.

Er nahm alle Einzelheiten genau wahr und hatte gleichzeitig das Gefühl, er befände sich in einem Traum oder eher noch in einer Märchenwelt. Ihm war, als hätte ihn das

Flugzeug in ein neues Leben befördert: aus dem grauen Alltag eines deutschen Normalbürgers in den prächtigen Palast eines orientalischen Prinzen. Arno atmete tief. Jetzt fühlte er sich wohl in seiner Haut! Endlich stimmten Inneres und Äußeres miteinander überein! Er sah in die türkis-dunkelblaue Kuppel über sich. Dann kehrte sein Blick auf den Boden zurück.

Das obere Stockwerk enthielt verschiedene Sektionen, in denen zur Wand hin ausgerichtete Bankreihen standen. Die Bänke waren gepolstert und durch unverrückbare, eiserne Armlehnen in einzelne Sessel geteilt. Zwischen den Sektionen boten europäische Firmen ihre Artikel an.

Aus einem der Läden dröhnte stampfende Musik. Reisende und Flugpersonal bewegten sich im wechselnd breiten Gang am äußeren Rand des Kreises. Dort standen in der Nähe der Geschäfte einzelne Bänke, die nicht im Fußboden verankert waren.

Das hatte sich einer der Reisenden zunutze gemacht und die eine vor die andere gehoben, um mit hochgelegten Füßen die Nacht bequemer zu verbringen. Er war sehr blond und dünn und verfügte über lange Beine. Das Haar fiel ihm bis auf die Schultern. Seinen Rucksack hatte er zwischen die Bänke gestellt. Er öffnete noch einmal die Augen, um nach seiner Wasserflasche zu greifen.

“May I sit here?“, fragte ihn Arno von hinten.

„Na klar“, antwortete der Blonde, ohne sich umzudrehen.

„Schade, dass man sich nicht auf die Bänke *legen* kann! Ich heiÙe Arno.“

„Gert“, erwiderte der Blonde. „Ich war übrigens gerade am Einschlafen.“

„Ich störe dich nicht“, sagte Arno. „Schlaf gut!“

Gert richtete sich auf: „Ich will nach Indien. Genauer gesagt: nach Goa. Und du?“

„Genau wie ich! Ich habe da etwas zu tun.“

„Ach wirklich?“ Gert rutschte wieder zurück in die alte Lage.

„Ja, etwas Wichtiges. Ich besuche meinen Vater.“

„Ist er Inder?“

„Ja.“

„Ach darum.“

„Darum sehe ich indisch aus, ja.“

Gert schloss die Augen.

Arno ignorierte das. „Man könnte auch sagen, ich suche meinen Vater.“

Von Gert kam ein schwacher Pfeifton.

„Ja, ich suche meinen Vater“, wiederholte er. „Ich muss ihn suchen. Es ist ein Auftrag.“

Gerts Kopf rutschte zur Seite.

„Das Ganze fing damit an, dass ich nachts nicht mehr schlafen konnte.“

Gerts Gesicht zeigte einen friedlichen Ausdruck.

„Wochenlang. Das macht dich fertig! Nichts half.

Schließlich sagte ein Freund, er kennt da einen, der ist besser als ein Arzt. Also ging ich hin. Ringe unter den Augen. Ich musste ihm erzählen. Von meinen Eltern. Meine Eltern waren zwei Frauen. Ich nannte sie meine Eltern, weil auch andere ‚meine Eltern‘ sagten. Meine Mutter und meine Großmutter. Meine Mutter arbeitete, und meine Großmutter war die Hausfrau. Sie erzählten mir, dass mein Vater der Sohn eines Maharadschas aus Nordindien sei. Ich war also ein Prinz. Merkwürdig, bis heute fühle ich mich von einer, äußerlich allerdings unsichtbaren, königlichen Aura umgeben! Sie hat sich niemals in Schönheit oder Begabung manifestiert. Leider! Mein Vater studierte in Deutschland. Als er eines Tages verschwand, wusste meine Mutter noch nicht, dass sie schwanger war. Auf Briefe bekam sie keine Antwort. Die Auslandsauskunft: Fehlanzeige! Ein Prinz aus Radschastan. Mehr konnte ich nicht über ihn erfahren. Wenn meine Mutter von ihm sprach, begann sie zu weinen. Ich fragte nicht weiter, denn ich wollte sie nicht quälen.“

„Wie spät ist es?“ Gert fuhr plötzlich auf.

„Noch drei Stunden bis zum Abflug“, sagte Arno.

Gert sank wieder zurück.

„Ich hatte es gut bei meinen Eltern. Sie waren für mich da und ließen mir genügend Freiheit. Nur eines machten sie gründlich falsch. Ich war ein sanftes Kind, das am liebsten in

der Wohnung blieb. Meine Großmutter machte sich Sorgen. Sie hatte einen Schulfreund gehabt, der sich umbrachte, weil er nicht als Frau leben konnte. Meine Großmutter schob das auf seine Erziehung. Deshalb bestimmte sie, dass ich ein paar Jahre lang ein Internat besuchen sollte, ‚um ein richtiger Junge zu werden‘. Meine Mutter fügte sich wie sonst auch. Die Frauen legten sich krumm und litten genau wie ich unter der Trennung. Sie suchten sorgfältig. Dann ließen sie sich aber doch durch das freundliche Aussehen der Anlage täuschen. Das Internat gab sich äußerlich als ‚Landschulheim‘, aber innerlich war es eine Napola.“

„Eine was?“, fragte Gert unerwartet.

„Eine Napola. So hießen in der Nazizeit die staatlichen Internate: ‚nationalpolitische Erziehungsanstalten‘. Ihr Geist lebte in dem Internat fort, vertreten vor allem durch den ‚Boss‘. Harte Regeln, harte Strafen und eine Atmosphäre, in der ich fast erfror. Ich mochte den Frauen nicht noch mehr Kummer bereiten und schwieg darüber. Sie wollten mein Bestes, nur leider hatten sie sich geirrt.“

Der Mann, der meine Schlaflosigkeit kurieren wollte, versetzte mich in Trance. Als ich ins Bewusstsein zurückkehrte, sagte er: ‚Wenn du wieder schlafen willst, dann musst du deinen Vater suchen - und finden.‘ Und *ob* ich wieder schlafen wollte! Ich rief meine Mutter an, um sie nach allem zu fragen, was sie noch von meinem Vater wusste. Der Amtsarzt schrieb mich für die nächsten Wochen

krank. ‚Nervöse Erschöpfung‘ war die Diagnose. Ich kaufte mir das billigste Ticket nach Goa und los ging’s. Warum nun gerade nach Goa, wo doch mein Vater im Norden wohnt, könntest du fragen.“ Arno warf einen Blick auf Gert.

„In Goa kenne ich jemanden. Nicht persönlich, nur Namen, Adresse und Telefonnummer. Sein Sohn hat mich bei ihm angemeldet. Ich soll seinen Vater vom Flugplatz aus anrufen.“

Gert drehte den Kopf auf die andere Seite.

„Meine Eltern sagten, ich sähe meinem Vater sehr ähnlich. Meine Großmutter hat ihn nur einmal getroffen. ‚Er kam aus Indien - wie die Zigeuner‘, sagte sie zu mir, als ich noch ein Kind war. Damals lasen wir gerade in der Schule die Geschichte von einem Zigeunerjungen, der klaute wie ein Rabe. Sie spielte während der Nazizeit. Am Ende wurde die ganze Familie im Lastwagen abtransportiert. Kennst du? Mit dem Schlafen gibt es immer noch Probleme, besonders wenn es so unbequem ist wie hier. Aber seit ich mich auf den Weg gemacht habe, schlafe ich wenigstens wieder *einigermaßen*.“

Gerts Gesicht zuckte. Seine breiten hohen Backenknochen überzog sommersprossige Haut. Eine Haarsträhne war ihm ins Gesicht gefallen.

Arno betrachtete ihn ein wenig neidisch. Er setzte sich möglichst bequem zurecht und schloss die Augen. Seine Gedanken machten sich zwar selbstständig, aber sie

verwirrten sich nicht wohltuend, um damit baldiges Einschlafen anzukündigen. Sie liefen ganz folgerichtig rückwärts in die Vergangenheit, vom Namen des Mannes in seinem Adressbuch zu Arnos London-Besuch vor zwei Jahren.

Seiner englischen Freundin verdankte Arno zwei wichtige Dinge. Friede ihrer Asche! Zwar lebte sie bestimmt noch, aber für ihn war sie gestorben! Trotzdem war er ihr dankbar: Er hatte im Zusammenleben mit ihr sein Englisch verbessert und auf ihrer gemeinsamen London-Reise den Arbeitskollegen ihres Bruders, Mahesh de Souza aus Goa, kennengelernt. Mahesh bot ihm die Unterstützung seines Vaters an, falls Arno jemals nach Indien fliegen sollte. Arno war ein großer Adressensammler. Er besaß ein ‚Adressbuch-für-alle-Fälle‘. Dort trug er unter G wie Goa ein: Bernardo de Souza, Altinho, Panjim 403001 und die Telefonnummer.

Arno stieg noch ein paar Stufen tiefer in die Zisterne seiner Vergangenheit. Kathy war von ihrer Londoner Firma aus der westdeutschen Industriestadt nach Berlin versetzt worden. Sie fand es selbstverständlich, dass Arno mitkommen würde. Schließlich gab es in Berlin genügend Sparkassenfilialen. Aber ob Arno dort eine Stelle bekommen würde? „Ich kenne da jemanden“, sagte Kathy.

Sie bezogen die Wohnung eines Kollegen, der gerade für sechs Monate in England zu tun hatte. Fünf Monate waren vergangen. Sie mussten sich also nach einer neuen

Bleibe umsehen. Kathy schlug Arno vor, sie könnten doch heiraten. Arno fiel aus allen Wolken. Aber warum eigentlich nicht? Bei der Wohnungssuche war es dann zu ihrem ersten und zugleich letzten Streit gekommen. Streit? Kathy war explodiert. Sie hatte genügend Platz dazu in der völlig leeren Wohnung! Der Anlass?

„Wollen wir diese Wohnung nehmen?“, fragte Kathy.

„Wenn du möchtest!?“

„Es müsste hier noch einiges getan werden. Du bist ja geschickt.“

„Sicherlich.“

„Kannst du nicht ein einziges Mal eine eigene Meinung haben?“, fragte Kathy gereizt.

„Wenn dir die Wohnung gefällt, können wir sie ja mieten.“

„Hast du eigentlich gehört, was ich eben gesagt habe?“

„Gefällt dir die Wohnung vielleicht nicht?“

Danach hatte Kathy nur noch geschrien. Sie knallte dann ihre Tasche auf den Fußboden und trampelte mit den Füßen. Es war ein Höllenspektakel. Von den leeren Wänden hallte es wider. Arno hörte fassungslos eine Weile zu. Sie schien ihn gar nicht mehr wahrzunehmen. Da schlich er sich aus der Wohnung. Seitdem hatte er sie nicht wiedergesehen. Ihre Sachen ließ sie durch einen gemeinsamen Bekannten abholen.

Sollte er noch ein paar Stufen tiefer steigen? Die junge Frau im Nadelstreifen-Kostüm mit dem schönen Gesicht, das aber durch einen verhärmten Zug fast schon entstellt war wie durch eine Narbe? Sie wollte sich in der Sparkasse immer nur von ihm bedienen lassen. Eines Tages hatte sie ihn gefragt, ob sie nicht am Abend zusammen essen gehen wollten, sie sei fremd in der Stadt und kenne noch niemanden. Bald lud sie ihn zu sich ein. Arno hätte sich an dieser Stelle lieber nicht weiter erinnert, denn er dachte nur äußerst ungern an die Katastrophe ihres ersten Liebesversuches.

„Lass uns mal Kaffee trinken gehen“, sagte Gert plötzlich. Arno fuhr zusammen. Gerts Stimme riss ihn in die Gegenwart zurück, wie eine Angel den Fisch vom Grunde seines Teiches in die Luft hinaufreißt. Sie packten ihre Rucksäcke zusammen, nahmen die Rolltreppe, die vom Rand der Halle nach unten führte, und setzten sich in die Cafeteria unter der Galerie.

„Was mich in Indien besonders beeindruckt, sind die Hunde, die Kühe und die Kinder“, sagte Gert. „Warst du schon mal da?“

„Das erste Mal - und du?“

„Ich fahre öfter, kenne da Leute. Die Hunde sind halb verhungert. Spielen Müllabfuhr, fressen alles, was sie zwischen die Zähne kriegen. Erzähl mal ein bisschen von dir. Magst du Hunde und Kinder? Hast du selber welche?“

„Hunde?“

„Nee, Kinder.“

„Sehe ich so aus?“

„Ich hab einen Hund. Er heißt Satan. Jetzt ist er bei meinem Vater, den akzeptiert er auch. Eigentlich wollte ich nie einen Hund. Ich wohne allein, war immer ein Gernerve mit den andern. Dann musst du dich aber auch alleine um einen Hund kümmern. War mir zu anstrengend. Eines Tages lag Satan vor meiner Tür. Er war noch ein Welpen. Ich stieg über ihn weg und ignorierte ihn. Am nächsten Tag war er immer noch da. Er lag so schief auf der Seite, da nahm ich ihn mit rein. Ich machte ihm ein Lager aus einem Kissen und bot ihm etwas zu essen an. Er zeigte kein Interesse. Auch das noch, dachte ich, was mach ich mit ihm, wenn er stirbt? Mülltonne? Ist auch eine Schweinerei.“

„Das klingt nicht gerade tierlieb“, sagte Arno höflich. Er sah einer schwarzen Familie zu, die sich am Nebentisch niederließ.

„Ich nahm ihn also, legte ihn in eine Einkaufstasche und ab zum Tierarzt. Er sollte entscheiden. Hast du schon gehört, dass man bei einem Tierarzt gleich bezahlen muss? Musste ich aber. Er kannte die Gegend. Die Patienten sah er vielleicht auf der Straße wieder, aber die Besitzer bogen in eine Haustür ab, wenn sie ihn kommen sahen. Ich bezahlte also, nahm ‚meinen‘ Hund und ging mit ihm in unser gemeinsames Zuhause. Er war sehr krank. Ich gab ihm jede

halbe Stunde ein paar Tropfen, wie der Arzt gesagt hatte. Einen Tag und eine Nacht lang. Ein Freund, der nur mal reinschauen wollte, löste mich für zwei Stunden ab. Auch die nächste Nacht wachte ich wieder bei dem Hund. Dann war er übern Berg. Satan entwickelte sich nun prächtig. Ich dachte, ich könnte ihn bald loswerden. Er war ein nicht ganz reinrassiger Dobermann. Ich gab ihn also an eine Familie mit vier Kindern ab. Die Frau wollte den Hund haben. Sie kochte aufs Gramm genau nach Rezepten. Die riss sie heimlich beim Arzt aus den Zeitschriften im Wartezimmer. Dort brachte ich also Satan hin. Vierzehn Tage später lag er wieder vor meiner Tür.“

„Wer lag vor deiner Tür?“, fragte Arno.

„Satan lag vor meiner Tür. Er war gewachsen, aber etwa im selben Zustand wie beim ersten Mal. Kannst du dir vorstellen, dass sich alles genau wie beim ersten Mal abspielte?“

„Beim ersten Mal?“, fragte Arno.

„Ich versuchte noch einmal, ihn loszuwerden. Wieder dasselbe. Da merkte ich, dass Satans Krankheit psychosomatisch war. Was blieb mir übrig, als ihn zu behalten? Ihn abschieben hätte bedeutet, ihn umzubringen.“

Arno hatte genug von Gerts Hundegeschichte. „Erzählst du mir eigentlich gerade, was du für ein guter Mensch bist? Der bekannte deutsche Tierliebhaber, der auf die Barrikaden geht, wenn ein Dackel gefoltert wird, während er das Foltern

von Menschen für völlig normal hält? Du erinnerst dich vielleicht an die Fernsehsendung, mit der sie das mal überprüfen wollten?“

„Nee.“

„Die wollten ausprobieren, ob das Vorurteil stimmt, dass Deutsche sich mehr für Tiere als für Menschen einsetzen. Sie beschrieben also ein paar Folterarten ganz genau, wie sie unter manchen Regimen gang und gäbe sind, und behaupteten, das alles wäre Dackeln zugestoßen. Auch noch Dackeln. Die Flut der Anrufe war überwältigend. Die unschuldigen Tiere! Und so weiter.“

„Du bist also wohl mehr für Kinder als für Hunde, was?“

„Blöde Frage.“

„Da wüsste ich was für dich. Zufällig bin ich auch so einer, den Kinder mehr interessieren als Dackel. Du könntest ein bisschen mithelfen.“

„Mithelfen?“

„Wir vermitteln indische Kinder in deutsche Familien.“

„Austausch?“

„Nein, Adoption.“

„Was für eine Organisation?“

„Happy-Child-Happy-Parents“.

„Nie gehört.“

„Ist eine kleine Organisation. Sie ist so klein, dass die indischen Behörden sie nicht anerkennen wollen. Es geht also - was Indien betrifft - etwas inoffiziell zu.“

„Du meinst illegal.“

„Krass ausgedrückt.“

„Und die Einzelheiten? Mithelfen wobei?“

„Passt gut, dass du indisch aussiehst. Da werden die Kinder dir eher vertrauen.“

„Welche Kinder?“

„Sie sind in schwierigen Situationen, und dann kommt jemand von unserer Organisation und hilft ihnen da raus. Die sind dann froh und gehen mit.“

„Gehen mit? Hört sich nicht gut an.“

„Juden und Zigeuner stehlen kleine Kinder. Meinst du das?“

„Mal im Ernst.“

„Also die Eltern sind arm und können ihre Kinder nicht ernähren, sich selber auch nicht. Sie geben also gegen eine Abfindung ein Kind zur Adoption frei.“

„Das heißt, sie verkaufen ihre Kinder.“

„Sehr hart ausgedrückt.“

„Und wozu werden da Helfer gebraucht?“

„Die Eltern hängen sehr an ihren Kindern.“

„Ach wirklich?“

„Wart's ab. Sie wollen nicht, dass die Kinder erfahren, dass sie, die Eltern, sie freiwillig hergegeben haben.“

„Sehr feinfühlig. Die Kinder sollen mit der Lüge aufwachsen: Ich bin meinen Eltern entführt worden. Ich bin

ein verloren gegangenes Kind. Lebenslange Dankbarkeit für die Rettung.“

„Du hast eine Art, alles runterzuziehen! Macht das eigentlich Spaß?“

„Es ist die Wahrheit.“

„Die Wahrheit? Welche?“

„Happy-Child-Happy-Parents-Wahrheit jedenfalls nicht.“

„Stimmt. Also? Wenn du wüsstest, wie recht die Organisation mit ihrem Namen hat!“

Während sie schwiegen, wurde das Gefühl in Arno wieder stärker, er sei jetzt ein anderer als vor dem Betreten der Halle. Sollte er eine Verantwortung übernehmen?

„Was hätte ich denn zu tun?“

„Die Kinder sind zwei Tage lang auf sich selbst gestellt. Damit ihnen nichts zustößt, werden sie heimlich beobachtet. Dann trittst du auf.“

„Jemand, der ihre Sprache spricht, wäre natürlich besser geeignet.“

„Haben wir versucht. Hat nicht geklappt. Die Kinder müssen sich ja umgewöhnen. Die Organisation bezahlt jede Arbeit.“

„Nicht nötig. Ich habe mein Reisegeld.“

„Wie du willst. Du kannst natürlich auch ehrenamtlich mitarbeiten.“

„Ehren-amtlich!“

„Ich meine, ohne Bezahlung. Es geht alles mit rechten Dingen zu, nur eben hinter dem Rücken der indischen Behörden.“

„In Deutschland?“

„Da ist alles geregelt. Natürlich will die Organisation, dass die Mitarbeiter zuverlässige Leute sind. Deshalb muss jeder, der Helfer werden will, sich einem der Leiter vorstellen. Aus naheliegenden Gründen hat die Organisation kein festes Büro. Man trifft sich an Orten, wo viele Menschen sind, zum Beispiel in Tempeln.“ Gert machte eine Pause. Dann sagte er in eindringlichem Ton: „Es geht um die Kinder!“

„Kinder, die Eltern suchen“, sagte Arno leise.

„Sie haben ja welche, nur können die nicht für sie sorgen. Sie suchen Eltern, die für sie sorgen können.“ Auch Gert hatte leiser gesprochen.

Beide schwiegen. Dann sagte Arno: „Ich probier's *einmal*. Danach sehen wir weiter.“

„Das finde ich gut! Übrigens werde ich von einem Fahrer der Organisation abgeholt. Er bringt mich nach Panjim.“

„Passt prima, da will ich auch hin.“

„Wann und wo du einen der Leiter triffst, sage ich dir spätestens übermorgen.“

Nun hatten sie auch den Rest der Reise überstanden! Am schlimmsten war die Warterei in Bombay gewesen. Die ersten Flugzeuge nach Goa flogen erst mittags. Endlich landeten sie in Dabolim. Am Ausgang wurden die Nummern ihrer Gepäckstücke mit den Nummern auf ihren Flugscheinen verglichen. Eine in Indien wahrscheinlich notwendige Vorsichtsmaßnahme.

„Ich gehe mal telefonieren“, sagte Arno zu Gert.

Arno war sehr froh, dass er nicht ins Blaue reisen musste. Was viele andere ‚etwas Neues ausprobieren‘ nannten, hieß für ihn ‚experimentieren - mit unsicherem Ausgang‘. Die Reise nach Indien war das bisher kühnste Experiment seines Lebens. Er riskierte es nur in der größten Not. Sobald feststand, dass er nach Indien reisen würde, hatte er Mahesh in London und später dessen Vater in Goa angerufen. Maheshs Vater Bernardo erschien Arno als sicherer Ausgangspunkt für sein unsicheres Unternehmen. Er schlug sein Adressbuch unter G auf und wählte die Nummer. Bernardo war gleich am Apparat, denn er war an diesem Tag zur Mittagspause nach Hause gekommen. Zufrieden hängte Arno den Hörer auf: Er wurde erwartet.

2 Bernardo empfängt Arno in seinem Haus

Bernardo de Souza wohnte, seit Frau und Sohn nach London gezogen waren, allein in seinem großen Haus auf dem Hügel 'Altinho', den die Wohnhäuser der Wohlhabenden bedeckten, zu denen immer eine leichte Brise vom Mandovi-Ufer heraufwehte. Die Trennung der Eheleute sollte ein Provisorium sein, aber sie dauerte inzwischen schon so viele Jahre, dass Bernardo sich an den Gedanken gewöhnt hatte, seine dänische Frau sei nun endgültig nach Europa zurückgekehrt. Der Reiz der Fremde war ihr wohl verfliegen und die Liebe war mit den Jahren abgekühlt. Er vermisse sie kaum.

Bernardo war zwar ein bekannter Architekt, aber kein guter Geschäftsmann. Jahrelang rottete sein großer Neubau nebenan vor sich hin, ohne dass er jemals ganz und gar bezugsfertig geworden wäre. Nur zwei der vielen Wohnungen hatte er vermietet. Im Parterre des Hinterhauses wohnte eine alte Frau, die ihre große Wohnung, Garten und Balkon in einen Dschungel verwandelt hatte, in dem sie einsam und selbstgenügsam hauste.

In der Wohnung darüber hatte ein paar Jahre zuvor sein Sohn residiert. Bernardo hatte sie auf Maheshs Bedürfnisse zugeschnitten: Da er eine Theatergruppe leitete, baute ihm der Vater einen Saal für Proben und Aufführungen. Von der oberen Terrasse konnte Mahesh über die breite Mandovi-

Mündung bis aufs Meer sehen. Er blieb in der Wohnung mit dem etwa hundertfünfzig Quadratmeter großen und sechs Meter hohen Raum wohnen, auch nachdem seine Theatergruppe auseinandergelaufen war. Wer verfügte schließlich nicht gerne über eine geräumige Wohnung?

Vor kurzer Zeit hatte der Architekt die Erfahrung gemacht, dass es wenigstens *eine* solche Person gab. Eine Dame aus Deutschland - sie mochte etwa zehn Jahre jünger sein als er selbst - hatte ihn nach einer „Schreckensnacht“ händeringend gebeten, sie aus dem Vertrag zu entlassen, den ein gemeinsamer Bekannter wegen der phantastischen Aussicht für sie abgeschlossen hatte. Bernardo ging, innerlich den Kopf schüttelnd, sofort auf die Bitte ein und versicherte ihr, sie sei ihm nichts schuldig und er wolle, dass sie sich in Panjim wohlfühle. Sie wäre ihm wohl vor Erleichterung am liebsten um den Hals gefallen.

Wo sollte sie nun unterkommen? Bernardo erinnerte sich daran, dass eine Wohnung im Dorf Merces leer stand. Er hatte das Haus im Auftrag eines Bauunternehmers entworfen. Der Krankenhausarzt Dilip hatte eine der Wohnungen gekauft, aber er bewohnte sie nicht. Vielleicht würde er sie vermieten. Bernardo nahm sich darüber hinaus vor, Angela, die Deutsche, zum Ausgleich für den ausgestandenen Schrecken in der Nacht zu seinem nächsten Fest einzuladen.

Einen Anlass zum Feiern fand Bernardo immer wieder einmal. Er freute sich, wenn sich sein Haus mit Menschen füllte, und er war Philosoph genug, sich ebenso darüber zu freuen, wenn es sich ein paar Stunden später wieder leerte.

Bernardo hatte in Europa studiert. Ehe er seine spätere Ehefrau kennenlernte, hatte er in einem abgelegenen Dorf in Dänemark eine Liebe mit einer anderen Frau erlebt. Sie war sehr jung und ganz und gar von ihren Eltern abhängig. Daran scheiterte ihre Liebe. Als sie schwanger wurde, brachten ihre Eltern sie fort und verhinderten den weiteren Kontakt. Zwar trug ein geheimer Kurier noch ein paar Briefe hin und her, aber Bernardo konnte die Isolierung der jungen Frau nicht überbrücken, weil sie sich ein Leben ohne elterlichen Segen nicht vorstellen konnte. Zwar bewunderte Bernardo die Unabhängigkeit europäischer Frauen - seine Ehefrau war ein Musterexemplar in dieser Hinsicht - seine tiefe Liebe aber galt damals wie heute der Nachgiebigkeit und Weichheit einer Frau wie der, die ohne elterlichen Segen kein Lebensglück erwartete.

In einem ihrer letzten Briefe schrieb sie ihm, dass sie einen Sohn geboren hatte. Damals begann der heimliche Kummer um dieses für ihn verlorene Kind, der seinem schönen, stolzen Gesicht für immer einen Anflug von Traurigkeit gab.

Von Arno Fischer wusste er nur den Namen und dass Mahesh ihn in London kennengelernt hatte. Er konnte sicher

sein, dass sein Sohn ihm nur jemanden schickte, den er für vertrauenswürdig hielt. Mahesh hatte mit seinen vierzig Jahren genug Menschenkenntnis, um böse Überraschungen auszuschließen. Davon war der Vater überzeugt.

Bernardos jüngste Dienerin ging die Tür öffnen. Seit er alleine lebte, umgab sich Bernardo mit drei Dienerinnen: Die eine kochte, die andere wischte die Böden, die dritte bereitete den Tee zu, servierte ihn und öffnete nun die Tür.

Der Architekt saß in seinem Sessel. Vor ihm auf dem Tisch lagen ein paar Fernbedienungen, denn er hatte es gerne, wenn Dinge auf Knopfdruck funktionierten. An zwei anderen Seiten des Tisches standen niedrigere Sitzbänke. Die Seite zum Garten, der durch das riesige Glasfenster optisch zu einem Teil des Wohnzimmers wurde, blieb frei, sodass alle Besucher, die auf den Bänken Platz genommen hatten, in den Garten sehen konnten. Der Architekt war sehr groß und trotz seinen mehr als siebenzig Jahren nicht vom Alter gebeugt. Er flößte Respekt ein. Diesem Umstand und seiner sozialen Stellung verdankte er es, dass er sich fast überall ohne Anstrengung durchsetzen konnte. Das galt leider nicht für die oberste Baubehörde in Panjim. Sie folgte seinen Plänen zur Erhaltung der alten portugiesischen Bauwerke in der Stadt nur äußerst zögernd. Zwar hatte er erreicht, dass viele Häuser unter Denkmalschutz gestellt worden waren, aber das hieß nur, dass sie nicht abgerissen werden durften

und nun weiter verfielen, wenn sich keine Investoren fanden.

Die Dienerin führte Arno ins Zimmer. Als der Gast vor ihm stand, sah Bernardo ihn überrascht an. Mahesh hatte ihm nicht gesagt, dass Arno Fischer aus Deutschland kein Europäer war. Er empfand eine Wiedersehensfreude, die er sich nicht erklären konnte.

„Sie sind Inder?“, fragte er, indem er sich aus seinem Sessel erhob.

„Nur zur Hälfte“, sagte Arno.

Bernardo setzte sich wieder und wies mit der Hand auf die Bank neben ihm. Er winkte dem Mädchen. „Tee? Kaffee? Ein kaltes Getränk?“, fragte er seinen Gast.

„Ja, gerne“, sagte Arno. Bernardo musste über die Antwort lächeln. Arno lehnte sich zurück und schloss für einen Moment die Augen.

„Sind sie in Ordnung?“, fragte Bernardo. „Die lange Reise hat Sie natürlich erschöpft. Ich lasse Ihnen gleich Ihr Zimmer zeigen.“

„Ich möchte am liebsten hier sitzenbleiben, wenn es Sie nicht stört.“

„Wollen Sie mir erzählen oder sind Sie zu müde dazu?“, fragte er.

„Ich bin nach Indien gekommen, um meinen Vater zu suchen. Ich kenne ihn nicht und ich weiß auch nur sehr

wenig von ihm. Ich hoffe, dass ich ihn finden werde - es ist sehr wichtig“, setzte er leiser hinzu.

„Ein Unglück für beide, wenn Vater und Sohn einander nie begegnet sind.“ Der Architekt seufzte tief. „Vater und Sohn gehören zusammen. Beide können sich selbst im anderen erkennen, lieben und verstehen. Einer ohne den anderen ist wie ein Mensch, der sich selbst niemals im Spiegel gesehen hat. Er weiß nicht von sich.“

„Er ist unvollständig. Genauso habe ich mich die achtunddreißig Jahre meines Lebens gefühlt. An Liebe hat es mir nicht gefehlt. Mir hat das Bild gefehlt, an dem ich mich hätte ausrichten können. Ich weiß das noch nicht lange. Erst als ich nicht mehr schlafen konnte, hat mir jemand gesagt, was mir fehlt. Er hat es mir nur zu Bewusstsein gebracht. Ich habe es immer undeutlich gefühlt. Jetzt weiß ich es. Besonders in diesem Augenblick.“

Der Architekt wischte wie zufällig über seine Augen. Arno holte ein Papiertuch aus seiner Hosentasche.

„Wollen Sie jetzt ein bisschen ausruhen?“

Das Mädchen stellte ein Glas Wasser und eine Schale mit Cashewnüssen vor den Gast auf den niedrigen Tisch. Dann verschwand sie wieder und kam mit einem Glas Tee zurück, das sie vor dem Architekten auf den Tisch stellte. Beide Männer nickten dem Mädchen zu.

„Lieber möchte ich noch eine Weile hier sitzen bleiben“, antwortete Arno.

Bernardo sah, wie müde Arno war. Er erschien ihm wie ein Kind, das nicht alleine einschlafen, sondern sich von der Stimme seiner Mutter oder seines Vaters in den Schlaf geleiten lassen will. Er würde ihm eine Gute-Nacht-Geschichte erzählen.

„Sie wissen ja, ich bin Architekt. Ich fühle mich sehr mit meiner Heimatstadt verbunden. Es tut mir weh, wie sie mehr und mehr verfällt und im Schmutz versinkt. Ich will Ihnen jetzt nicht vom Markt erzählen, wie er damals war, also vor dem Abzug der Portugiesen 1961, und wie er heute ist. Ich erzähle Ihnen von einem besonderen Platz, von dem heute noch etwas übrig ist: vom Café Central. Von allen Cafés in Panjim war damals das Café Central das beste und beliebteste. Seine Lage war strategisch äußerst günstig. Es spielte die Rolle von Mini-Panjim. Das Café war buchstäblich jeden Tag von Menschen überschwemmt. Man kann sein Geheimnis in weniger als einem Satz zusammenfassen: ein kleines Geschäft mit einem großen Herzen. Die Bedienung war aufmerksam und die Preise waren niedrig. Jedem Gast wurde am Ende mit einem äußerst höflichen ‘obrigado’ gedankt. Die Ecke gleich vor dem Café, wo die beiden Fußwege zusammenlaufen, war und ist auch heute noch ein kühler Ort. Es gibt hier einen ständigen Luftzug, der einen erfrischt. Dieser Platz war bei vielen sehr beliebt, die für ein Stündchen das Gesellschaftsleben der Hauptstadt beobachten wollten oder neugierig auf die letzten

Neuigkeiten waren. Auf der anderen Seite der Straße lag der Stadtpark. Er war früher als 'Jardim Garcia d'Orta' bekannt. D'Orta war ein bekannter portugiesischer Botaniker und Gründer dieses Stadtparks, der von vielen als Asiens erster botanischer Garten angesehen wird. "

Ehe Bernardo jedoch noch auf die 'livraria academica' zu sprechen kam, bemerkte er, dass Arnos Kopf immer wieder in Richtung der rechten Schulter zuckte. Er stand auf.

„Sie können hier wohnen, solange Sie wollen. Wie Sie sehen, ist das Haus groß genug. Ich lasse Ihnen jetzt Ihr Zimmer zeigen. Für heute ist es genug, morgen ist auch noch ein Tag. Man kann ja nicht ein ganzes Menschenleben an einem einzigen Abend nachholen.“

„Nachholen?“, fragte Arno, dann nickte er.

„Danke“, sagte er plötzlich mit einem Pathos, als hätte er sich für alles Gute, das er jemals erlebt hatte, auf einmal zu bedanken.

„Obrigado“, sagte der Architekt.

„Danke“, wiederholte Arno und stieg hinter dem Mädchen die Treppe zum ersten Stockwerk hinauf.

Als Bernardo am nächsten Tag aus dem Büro kam, saß Arno schon auf seinem gestrigen Platz und erwartete ihn. Er fragte den Architekten, ob er müde sei, aber der antwortete, dass er sich bei einem Glas Tee und im Gespräch mit Arno

am besten von der Arbeit erholen könne, da ihn das auf andere Gedanken bringe.

Später am Abend fragte Bernardo seinen Gast, was er als nächstes vorhabe. „Du kannst morgen über den Wagen und den Fahrer verfügen, ich brauche sie nicht. Du könntest dir zum Beispiel die berühmten Strände im Norden ansehen. Sie sind ja das Einzige, was die Europäer von Goa kennen. Wie heißen die Partys, die sie dort Tag und Nacht feiern?“

„Techno-Partys. Aber das ist nichts mehr für mich. Ich würde morgen gerne den Tempel in Mardol besuchen.“

„Gut. Er liegt in Goas Tempelgebiet bei Ponda. Dorthin sind die Hindugottheiten geflüchtet, als die Portugiesen ihre Heiligtümer zerstörten.“

„Ich habe Ihnen noch etwas zu erzählen“, sagte Arno, und er berichtete ausführlich über seine Begegnung mit Gert auf dem Flugplatz von Abu Dhabi. Er erzählte von seinen Bedenken und dass er seine Hilfe zugesagt hatte, weil sein Wunsch, Kindern zu helfen dann doch seine Vorsicht besiegt habe. Am frühen Nachmittag hatte ihn Gert angerufen: Morgen würde Arno im Tempel in Mardol einen der Leiter der Organisation kennenlernen. Bernardo sagte kein Wort dazu. Stattdessen fragte er: „Kennst du den Mythos, der zu dem Tempel gehört?“

„Nein, bitte erzählen Sie!“

„Es gab einmal eine Zeit, da waren die Devas, die Götter, noch sterblich. Damals waren sie nicht mächtiger als

die Dämonen, die Asuras. Aus dem Boden tauchte plötzlich ein Gefäß mit Amrut, einem Nektar, auf. Wer Amrut trinken würde, der wäre unsterblich. Devas und Asuras führten einen erbitterten Kampf miteinander. Der Sieger würde durch seine Unsterblichkeit die Welt beherrschen. Vishnu wollte nicht zulassen, dass die Asuras die Welt verdarben. Deshalb griff er zu einer List. Er verwandelte sich in eine wunderschöne, verführerische Frau und nannte sich Mohini. Mohini versprach den Devas und Asuras, den Trank gerecht zwischen ihnen zu teilen und dadurch den Streit zu schlichten. Beide Seiten waren damit einverstanden. Mohini ließ zuerst die Götter reichlich trinken und verschwand dann mit dem Gefäß. So waren die Dämonen besiegt, und die unsterblich gewordenen Götter wurden auf ewig zu Herrschern des Universums.“

„Damit das Gute siegen kann, muss es zur List und sogar zur Lüge greifen“, sagte Arno nachdenklich. „Das passt gut zur Happy-Child-Happy-Parents-Organisation. Sie müssen illegal handeln, um etwas Gutes zu bewirken.“

„Sei vorsichtig“, sagte Bernardo. „Es gibt verschiedene Arten von Organisationen, die Adoptionen vermitteln. Einige gehören zur Mafia. Sie sind gefährlich, ein Menschenleben gilt ihnen nichts.“

„Ich habe es versprochen. Ich denke nicht, dass Gert zur Mafia gehört. Ich glaube, er will wirklich nur helfen.“

„Gert weiß vielleicht gar nicht, für wen er arbeitet. Sagtest du nicht, er habe seine Auftraggeber noch nie zu Gesicht bekommen?“

„Ja, eigentlich merkwürdig, denn ich soll morgen einen von ihnen treffen. An einem öffentlichen Ort! Das kann eigentlich nicht gefährlich sein, oder?“

„Paß gut auf dich auf, Arno!“

3 Arno besichtigt den Tempel in Mardol und lernt drei Menschen kennen



„Dorthin sind die Hindugottheiten geflüchtet, als die Portugiesen ihre Heiligtümer zerstörten“



„Es

gab einmal eine Zeit, da waren die Devas, die Götter, noch sterblich...“

Arno stieg am Ortseingang aus und schickte Bernardos Fahrer nach Panjim zurück. Von hier aus wollte er zu Fuß zum Tempel gehen. Gleich die erste Straße rechts führte auf das dreiflügelige Tor zu. Drei kunstvolle schmiedeeiserne

Gitter, das mittlere höher als die beiden seitlichen, wurden von einem Dach überwölbt.

Er kaufte einem der kleinen Mädchen, die ihre Ware den Pilgern hinhielten, eine Blumengirlande ab. Vor dem riesigen Bronzeleuchter blieb er stehen, um sich die Schildkröte anzusehen, die seine Basis bildete. Vishnu hatte als Schildkröte Kurma die Erde vor dem Versinken im Weltmeer dadurch errettet, dass er sich mit seinem Panzer unter sie schob.

Arno ging auf das Tempeltor zu. Zwei breite gemeißelte Steinpfeiler stützten ein baldachinartiges Dach, auf dem sich, wie er von Weitem gesehen hatte, drei Türmchen erhoben, deren Dächer an Turbane erinnerten. Am linken Pfeiler schliff ein Arbeiter mit einer elektrisch angetriebenen Scheibe die schwarze Schicht von den Ornamenten. Das Geräusch verband sich mit dem Gesang, der aus dem Inneren des Tempels kam. Arno erschien der Zusammenklang dieser beiden Geräusche als ein Symbol der Harmonie zwischen moderner Zivilisation und indischer Tradition. Er hätte erwartet, dass das Schleifgeräusch die Tempelruhe stören würde. Stattdessen fügte es sich in den Gesang und den Stimmenklang der Sprechenden harmonisch ein. Er hatte während seines kurzen Aufenthaltes schon öfter bemerkt, dass sich die moderne Zivilisation nur sehr selten in indische Traditionen einfügte. Er seufzte, denn er dachte an die überall herumliegenden Plastiktüten und -

gefäße, die ebenso sorglos weggeworfen wurden wie Kokosnuss- und Wassermelonenschalen.

Rechts und links vom Tempel standen in geraden Reihen zweistöckige Gebäude. Sie bildeten eine Art großen Hof, in dessen Mitte der Tempel lag. Arno fühlte sich an europäische Kreuzgänge erinnert. Zwischen den Gebäuden und dem Tempel liefen Priester hin und her. Dass sie zur Priesterkaste gehörten, konnte man an der weißen Schnur erkennen, die schräg über den nackten Oberkörper hing. Ihre Dhotis waren von verschiedener Farbe. Arno wusste nicht, ob das eine Bedeutung hatte oder Ausdruck ihrer persönlichen Vorliebe war.



Die zweite Halle wurde von sechs Säulen eingerahmt, von denen die hinteren vier einen quadratischen Raum bildeten. Darüber thronen bunt bemalte, aus Holz geschnitzte Götter. Sie waren in Kassetten eingesperrt. Arno ging weiter in die dritte Halle, an deren Ende sich das Allerheiligste befand. Ein

Brahmane im roten Dhoti, über den ein dicker, brauner Bauch hing, wollte ihm den Tempel erklären, aber dafür hatte Arno weder Zeit noch hatte er Lust dazu. Wie die Gläubigen ging er durch den marmornen Gang, der um das Allerheiligste führte. Allerdings murmelte er kein Gebet und berührte auch die Wände nicht. Dann hängte er seine Girlande an den silbernen Türrahmen, durch den man ins Allerheiligste sehen konnte.

Vor einem der Götterbilder sprach ihn ein alter Brahmane in weißem Dhoti an, zwar überlegen-ironisch, aber nicht herabsetzend. „You are from?“ Er hielt ihn also nicht für einen Inder. „From Germany“, antwortete Arno ehrerbietig. „How do you like Goa?“, fragte der Priester im selben Ton weiter. „I just love it!“ Der alte Mann lächelte ihm zu und entließ ihn mit einem Nicken.

Arno ging in die mittlere Halle zurück. Die Atmosphäre im Tempel tat ihm wohl. Er ging bis zum Tor und sah sich suchend um. Wie sollte er erkennen, ob einer der Inder, wie Gert angekündigt hatte, aus dem Norden des Landes stammte? Er musste also warten, bis *ihn* jemand ansprach. Er setzte sich auf eine der Stufen am Eingang der ersten Halle, vor der seine Sandalen zwischen einigen Schuhen und vielen anderen Sandalen auf ihn warteten.

Bevor Arno hierher zum Tempel gefahren war, hatte er Gert getroffen und war mit ihm ins Sher-E-Panjab gegangen. „Was ist Lassi?“, hatte er gefragt, als Gert bestellen wollte.

„Buttermilch. Gibt's süß, salzig oder 'plain'. Angenehm bei der Wärme.“ Sie tranken.

„Stell dir vor, was mir passiert ist“, sagte Gert dann. „Ich war sicher, du wärst es, und schlug ihm ordentlich auf die Schulter. Er drehte sich wie der Blitz um und hatte schon ausgeholt. Ich muss wohl sehr erschrocken ausgesehen haben, denn er ließ den Arm gleich sinken und lachte. Ich entschuldigte mich natürlich in aller Form. Er nickte und sagte: 'Não faz mal, amigo.' Er ist Brasilianer und macht hier Urlaub. Von einem warmen Land ins andere, naja. Er scheint sehr munter zu sein. Auch von vorne ähnelt ihr euch! Man kann euch wirklich leicht verwechseln.“

Allmählich wurde Arno doch ungeduldig. Gelassenheit! Vielleicht könnte er ein Bild der schönen Mohini entdecken. Wenn sie *ihm* den Unsterblichkeitsnektar anböte - würde er ihn trinken wollen? Ganz gewiss nicht! Die Vergänglichkeit machte ja gerade den Reiz des Lebens aus! Und seine Erträglichkeit dazu! Er wollte nicht einmal *lange* leben, von ewig ganz zu schweigen! Wenn es ihm gut ging so wie jetzt, lebte er gerne. Wenn es einem schlecht ging, lebte schließlich niemand gern! Aber um sich herum sah er Leben in vielen Formen, das vor allem darum bemüht war, weiterhin zu existieren. Bei ihm war das anders. Das bloße Überleben hatte für ihn keinen Wert. Aber niemand steckte in eines anderen Haut!

Arno ging zur Vorhalle zurück. Ein Paar, das europäisch aussah, stand vor dem Eingang. Der Mann trug ein orangefarbenes Tuch über Jeans und T-Shirt. Arno erinnerte sich an das leuchtende Orange. Die beiden hatten vor etwa einer Stunde am Tor zum Allerheiligsten gegessen. Der Mann sah Arno entgegen. Er mochte Mitte zwanzig sein. Sein Gesicht wirkte nachdenklich und konzentriert. Haar und Augen waren dunkelbraun. Er sah aus, als käme er aus einem Mittelmeerland. Die junge Frau war sehr hellhäutig und blond. Ihr rundes Gesicht mit hoher gewölbter Stirn, kleinem Mund und großen blauen Augen erinnerte Arno an ein Portrait der Renaissance. Sie trug ein blaues Tuch über einem roten Kleid.

Der Mann trat auf Arno zu. „Kannst du mir diesen Schein wechseln? Ich will dem Brahmanen etwas Geld geben, er hat uns herumgeführt.“ Arno konnte wechseln. Die beiden gefielen ihm auf unterschiedliche Weise. Der Mann war ihm sympathisch. Die Frau rührte eine Saite in ihm an, die lange nicht mehr erklingen war. Ehe er zum ersten Mal mit einer Frau geschlafen hatte, hatte er eine scheue Verehrung für jede Frau empfunden, die ihm schön erschien. Dieses alte Gefühl stieg jetzt, mit Zärtlichkeit gemischt, in ihm auf.

„Seid ihr aus den Staaten?“, fragte Arno und stellte sich vor. Die beiden nickten und nannten ihre Namen: Barbara Cook und Peter Zachariadis. Sie setzten sich auf die Bank an

der äußeren Mauer. Hier würden sie niemanden stören. Peter hatte zwei Jahre zuvor ein ganzes Jahr in Benares verbracht, dort Hindi und Sanskrit gelernt und die Veden studiert. Im Mai diesen Jahres hatte er in den Staaten sein Masterexamen in Indologie abgelegt und war nun auf dem Weg zu seinem Lehrer, bei dem er seine Studien fortsetzen wollte. Seine Eltern hatten ihm diesen Aufenthalt zum Examen geschenkt.

Peters Großvater war zur Zeit des griechischen Bürgerkrieges, der den Zweiten Weltkrieg abgelöst hatte, mit Frau und winzigem Sohn in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Barbara stammte aus einer altenglischen Familie. Ihre Vorfahren ließen sich bis zu den Pilgervätern zurückverfolgen, erzählte sie spöttisch. Ihr Vater war republikanischer Abgeordneter, Mitglied des Komitees für Bank- und Finanzwesen.

Aber all das sei ihnen jetzt nicht mehr wichtig, sagten beide, denn sie hätten nun erst ihre eigentliche Heimat gefunden. Die sei Indien. „Nicht das Indien, das man sieht“, fügte Peter leise hinzu.

Arno nickte und fragte dann: „Was hat euch denn nach Goa geführt?“

„Wir besuchen, ehe ich weiter nach Norden fahre, Barbaras Bruder und seine Familie. Seine Frau Nipa Gupta erwartet über Weihnachten und Neujahr ihre Familie aus der Umgebung von Kalkutta.“

„Hat dein Bruder seine Frau auf einer Indienreise kennengelernt?“, fragte Arno Barbara.

„Nein“, Peter lächelte bei dem Gedanken. „Frauen aus solchen Familien lernt man nicht auf einer Reise kennen“, sagte er dann. ‘Gupta’ ist der Name eines alten indischen Herrscherhauses. Die beiden haben sich in der Yale-Universität getroffen und in den Staaten geheiratet. Sie erziehen ihre kleinen Töchter in indischer Tradition.“

„Geht das in den Staaten?“, fragte Arno.

„Es geht, wenn man sich zu seinesgleichen hält“, antwortete Barbara.

„Sie sind mit anderen indischen Familien befreundet, die auch die alten Traditionen bewahren. In diesen Kreisen zählen die materiellen Werte weniger als die geistigen.“

Weil genug ‚materielle Werte‘ vorhanden waren! „Und wie stehen Barbaras Eltern dazu?“, fragte Arno. Diese Frage war vielleicht zu indiskret. Aber Barbara zögerte nicht mit der Antwort:

„Mein Vater ist ein konservativer Republikaner. Wir sind sehr froh darüber, dass er auch die Traditionen einer anderen Kultur anerkennt. Er hat große Freude an seiner Schwiegertochter und an seinen Enkelinnen. Peters und mein tiefes Interesse an Indien respektiert er. Der religiöse Hintergrund, der für Peter und mich große Bedeutung hat, ist ihm allerdings fremd.“

Nach einer Pause fragte Arno: „Peter, du fährst allein weiter?“

„Ja“, antwortete Barbara an seiner Stelle. „Ich werde mit der Familie meines Bruders zurückfliegen. Im nächsten Jahr will ich mein Masterexamen ablegen, danach können Peter und ich gemeinsam eine große Indienreise machen.“

„Ja, Liebes“, sagte Peter. „Ich freue mich schon sehr darauf.“

„Wir haben dir so viel von uns erzählt“, sagte Barbara. „Willst du uns nicht auch etwas über dich verraten?“

Arno schwieg einen Augenblick. Dann sagte er leise: „Ich suche auch meine Wurzeln, nur etwas anders als ihr. Ich suche meinen Vater.“

Barbara sah ihn aufmerksam an und alle drei schwiegen. „Hast du in Goa eine feste Adresse?“, fragte sie dann. Während Arno Bernardos Adresse aufschrieb, holte Barbara eine Visitenkarte aus ihrer kleinen Umhängetasche und gab sie ihm.

„See you!“, sagten sie dann. Für Arno klang die Abschiedsfloskel wie ein Versprechen.

Die beiden blieben noch im Tempel. Arno wollte nach Panjim zurück, aber er konnte weder eine Rikscha noch ein Taxi entdecken. Er sah auf die Uhr. Um vier war er verabredet und jetzt war es sechs. Die Begegnung mit dem amerikanischen Paar hatte Arno dafür entschädigt, dass ihn der Leiter der Organisation versetzt hatte. Umsonst war er

nicht zu diesem Tempel gekommen! Es fügte sich alles. Auch das war Indien.

Mit seiner Arbeit bei der Organisation Happy-Child-Happy-Parents würde es nun also nichts werden. In gewisser Weise war Arno erleichtert. Gleichzeitig fühlte er sich enttäuscht: Er hatte sich an den Gedanken gewöhnt, zunächst in Goa zu bleiben und bei der Hilfsorganisation mitzuarbeiten. Hier fühlte er sich sicher. Die Menschen waren freundlich, sie waren ihm durchaus nicht fremd. Er konnte sich eingewöhnen, ehe er weiter nach Norden reisen würde. Ohne den Vorwand, dass man ihn hier brauchte, müsste er sich gleich auf den Weg nach Radschastan machen. Also zurück nach Panjim und Reisevorbereitungen treffen!

Ein Taxi hielt einige Meter von ihm entfernt. Das klappte ja! Heraus stieg ein etwa dreißigjähriger Mann. Eine Kamera hing ihm in Magenhöhe. Er trug Shorts und dazu eine Sonnenbrille, obwohl es zu dämmern begann. Er war groß, stabil gebaut und hatte einen blonden Bürstenschnitt.

Vor einer der Verkaufsbuden standen ein paar Inder, hielten Kokosnüsse in der Hand und tranken durch Strohhalme ihre Milch. Andere schabten das Kokosfleisch von den Schalen der Nüsse, die der Verkäufer mit seiner Machete zerteilt hatte. Der Fremde sprach nicht sie an, sondern ging auf Arno zu und fragte ihn nach dem Namen des Tempels. Sein Englisch klang osteuropäisch.

Auf die Antwort hin nickte er: „Right!“ Aber der Tempel werde ja schon geschlossen, da sei er zu spät gekommen. Was nun? Ob sie etwas trinken gehen sollten?

Wladimir war Russe. Er hatte Geschäfte in Bombay zu erledigen und wollte sich bei dieser Gelegenheit Goa ansehen. Arno fragte ihn, wie er gerade auf diesen Tempel gekommen sei.

„Mein Reiseführer schickt mich her“, sagte Wladimir und tippte auf das Buch, das in seiner Hemdtasche steckte. „Vishnu in der Gestalt der schönen Mohini ist zur Schutzpatronin der Diebe und Betrüger geworden, so wie Hermes in der griechischen Götterwelt.“ Sogar wenn er lachte, wirkte sein Gesichtsausdruck schläfrig.

„Im Norden sind die Tempel älter und berühmter“, sagte Arno. „Was hat dich nach Goa gezogen, wenn du weder Strand noch Drogen suchst?“

Wladimir wurde ernst. „Es ist die Kombination.“

„Die Kombination - von was?“, fragte Arno.

„Indien und Portugal“, sagte Wladimir.

„Ja?“

„Indien ist ein alter Kindertraum, weißt du, Rudyard Kipling und ‚Der Tiger von Eschnapur‘, den Film habe ich schon vor der Perestroika in einem Moskauer Programmokino gesehen.“

„Und Portugal?“

„Portugal ist für mich Fado und Saudade.“

„Saudade?“

„Das ist die spezielle portugiesische Melancholie. Sie ähnelt der russischen, aber sie ist doch ganz anders, so wie sich Wodka und Wein voneinander unterscheiden. Ihr idealer Ausdruck ist der Fado. Leider finde ich hier keine Spur davon. Portugal hat nur in den alten Häusern überlebt.“
Wladimir seufzte. „Leider.“

Der Feni war stark. Arno war nicht trinkfest. Sein Vertrauen wuchs im selben Maß wie seine Rührseligkeit. Zwar behielt er seine Gedanken über Radschastan vorläufig noch für sich, aber er erzählte ausführlich und gefühlvoll von der Hilfsorganisation und wieso er sich darauf hatte einlassen wollen. Wladimir fragte nach. Er wirkte jetzt hellwach.

„Erkläre mir noch einmal ganz genau, warum du da mitarbeiten willst! Jede edle Motivation hat ja einen sehr persönlichen Kern.“

„Das ist nun Schnee von gestern“, sagte Arno. „Der Mann ist nicht gekommen, also wird es nichts mit der Arbeit bei der Organisation.“

„Warum nicht?“, fragte Wladimir. „Bist du so wankelmütig? Eine einzige geplatzte Verabredung und du lässt alles sausen?“

Arno wurde nachdenklich. „Eigentlich hast du recht. Ich weiß, dass es um eine gute Sache geht, und wenn ich rechtzeitig erfahre, was ich tun soll, dann werde ich es tun.“

„Na also“, sagte Wladimir. Nach einer längeren Pause fragte er: „Wozu bist du eigentlich nach Indien gekommen? Wohnst du an irgendeinem Strand?“

„Nein“, sagte Arno. Er zögerte noch. Aber der Feni tat das Seine. Arnos Widerstand nahm von Glas zu Glas ab. Freund Wladimir sollte ruhig erfahren, weswegen er nach Indien gekommen war!

Als Arno seine ausführliche Erzählung beendet hatte, fühlte er sich wieder nüchtern. Inzwischen war es längst dunkel geworden. Arno wollte zurück in die Stadt. Das Taxi hatte gewartet. Arno ließ sich auf dem Altinho absetzen. Wladimir sagte, er wohne im Nova Goa. Arno hatte nicht vor, ihn zu besuchen.



4 *Manuela schreibt einen langen Brief an ihre Schwester*

Liebe Nele,

Montag, 9. 11.

wenn du dies liest . . .

Es ist schwer, nicht sentimental zu werden, glaube mir! Diesmal bin ich sicher, dass du meinen Brief lesen wirst, auch wenn du meine früheren Briefe an dich mit dem Vermerk: „Annahme verweigert“ zurückgeschickt hast.

Ich schreibe dir, denn mein Entschluss steht fest. Ich möchte, dass du zu meiner letzten Zeugin wirst. Warum gerade du? Weil ich mir wünsche, dass du mich wenigstens jetzt, oder besser: dann oder weil ich mir *jetzt* wünsche, dass du mich *dann* wieder verstehst - wie in unserer Kinderzeit. Wozu sollte ich Tagebuch führen? Für wen? Aber mein Brief wird sich wie ein Tagebuch lesen, denn ich werde ihn weiterführen, bis, nun ja, also bis ich es geschafft habe. Du wirst dich fragen, warum nicht Wolfgang mein Zeuge sein soll. Weil wir uns vor vier Jahren endgültig getrennt haben, nicht nur „von Tisch und Bett“, sondern ganz und gar. Es gab nichts, was uns noch verbunden hätte. Sogar der Hund war weggelaufen. Das klingt etwas zynisch, ich weiß, aber so war es eben. Der Hund lief weg. Wolfgang suchte ihn

ohne großes Interesse und mir war er eigentlich auch lästig geworden. Das war der Anfang der Auflösung unseres gemeinsamen Haushaltes. Kurz darauf verlor sich auch Wolfgang. Er fehlte mir nicht. Die Arbeit beim Tageblatt füllte mich zunächst aus. Aber so blieb es nicht. Nach meinem Krankenhausaufenthalt wollte ich, wie gewohnt, weiterarbeiten, aber ich war nicht dazu fähig. Vielleicht habe ich es nicht mit aller Kraft versucht, aber woher nehmen? Sie war mir völlig abhanden gekommen. Es fiel mir schwer, morgens aufzustehen. Das Tageblatt kündigte mir taktvoll und unter einem Vorwand. Mein Zustand verschlechterte sich. Ich wollte niemanden sehen und brütete stundenlang vor mich hin. Manchmal weinte ich und wusste nicht, warum. Dann wieder Kopfweg - das mich entlastete, denn mit dem Kopfweg konnte ich ja unmöglich irgendetwas tun. Meinen alten Redakteur traf ich am Kiosk, wo ich gerade - nun ja, nicht alles auf einmal. Er behielt nur mühsam die Fassung und sein Gesicht drückte aus: „Mein Gott, was ist denn mit dir passiert?“ Er fragte mich aber nur, wie es mir gehe und ob ich etwas brauchte. Und *ich* log, es ginge mir so einigermaßen, wie es eben einer gehe, die ihren Job verloren habe. Ihre Lebensaufgabe, dachte ich. Lebens-Aufgabe, was für ein doppelsinniges Wort! Er versuchte es taktvoll: „Du hast doch damals eine Reportage über ambulante Psychotherapie und ihre Klienten gemacht.“

Ich winkte ab: „Eben!“ Damit war das erledigt. Er verabschiedete sich verlegen.

Diese Einzelheiten werden dich wahrscheinlich nicht interessieren. Aber wie anders könnte ich dir erklären, was mich hierhergebracht hat und was nun folgen soll? Was bald folgen *wird!*

Eines Morgens wachte ich mit dem Satz auf: „Einen guten Abgang machen“. Noch einmal etwas Besonderes. „Man lebt so kurz - und man ist so lange tot!“ Manche Sätze schreiben sich von alleine. Ich habe mir vorgenommen, mich diesmal nicht zu korrigieren, diesmal keine selbstkritische Durchsicht und die Hälfte streichen, das Übriggebliebene x-mal neu schreiben. Diesmal nicht! Es soll alles ganz ungefiltert bei dir ankommen und du wirst vielleicht der einzige Mensch sein, der mich versteht.

„Einen guten Abgang machen“. Wochenlang blieb das der einzige Gedanke neben all dem wirren und scheußlichen Zeug, an das ich mich wie unter Zwang erinnerte. Dann sagte jemand neben mir am Kiosk: „Goa“. Ich hörte nur das eine Wort und ich wiederholte es ein paarmal. Ja, warum eigentlich nicht? „Einen guten Abgang machen - in Goa.“

Charterflüge hin und her sind billiger als ein normales One-Way-Ticket. Die Wohnung aufräumen, die Papiere ordnen. Kein Rücktransport, das wollte ich

vorher festlegen. Also Goa. Eine Kollegin hatte vor ein paar Jahren über den „kleinsten indischen Staat“ berichtet. Ich rief sie an, natürlich erreichte ich sie nicht. „Wir rufen Sie zurück!“ Nein danke, das war wirklich nicht nötig.

Im Reisebüro war es einfach. Es gibt nur *einen* Flughafen in Goa, wie praktisch. In der Bücherei fand ich einen Führer, in dem Hotels angegeben waren. Nur nicht zu persönlich, also gleich in die Hauptstadt. Ein billiges Hotel sollte es sein und anonym.

Du kannst nicht wissen, wie ich heute aussehe. Es wäre mir unangenehm, mich zu beschreiben. Damals bei Vaters Begräbnis wog ich etwa fünfundzwanzig Kilo weniger. Ich nahm Businessclass, denn auf keinen Fall wollte ich die Sitznachbarn behelligen. Aber egal, das Geld reichte so wie so, einen Notgroschen hatte ich mir immer aufgehoben. Und wem sollte ich etwas vererben? Dir geht es ja wohl Gott sei Dank gut. Das hoffe ich. Ich werde es nicht mehr erfahren.

Viel Gepäck brauchte ich nicht, das Boardcase genügte völlig. Einen Bus vom Flugplatz in Dabolim gibt es nicht, also nahm ich ein Taxi und ließ mich ins Zentrum von Panjim fahren. Eine Grünanlage, der Stadtpark, wie ich später erfuhr. Das Taxi hielt an einer Ecke. Auf der anderen Seite der Straße war eine schmale Tür. Ich ging ein paar Stufen hinauf und stand vor einem Innenhof. Die

Töpfe mit Grünpflanzen waren so aufgestellt, als sollten sie verkauft werden. Daneben glimmte ein Feuer vor sich hin. Der Qualm blieb stehen, denn die Luft bewegte sich nicht. Ein paar Kästen zeigten an, welche Zimmer mit Klimaanlage versehen waren. Links vom Hof konnte ich in drei Stockwerken die Zimmer erkennen. Da die mit Klimaanlage alle belegt waren, mietete ich eines ohne. Ich werde nicht lange bleiben.

Wozu die Einzelheiten, Nele? Ich halte mich daran fest!

Dienstag, 10. 11.

Der Taxifahrer soll mich an einen Strand bringen. „Dona Paula“, sagt er und macht eine abfällige Handbewegung. „Too dirty!“ und „Miramar - too dangerous!“ Warum? Dort trafen verschiedene Strömungen aufeinander. Es ist auch zu nahe an der Stadt. Er soll mich also fahren, wohin er will, für 150 Rupien. Damit begrenze ich den Radius. Er überlegt kurz und braust los. Beinahe hätten wir einen Hund überfahren, fast einen Fußgänger gerammt, ein Auto überholt im letzten Augenblick, um ein Haar wären wir draufgefahren. Aber wir überstehen alles heil. Am Ende der Fahrt komme ich zu dem Schluss, dass so viele glückliche Zufälle wohl kaum in so kurzer Zeit eintreten könnten. Also erkläre ich das Gelingen des Verkehrs zu einem besonderen Stil: Es ist der indische Fahrstil. Aber

wie sollte man hier auch anders fahren, wo jederzeit eine bis dahin unsichtbare Kuh das vorausfahrende Auto zum unvorhersehbaren Anhalten bringen kann? Im indischen Straßenverkehr umkommen wäre eine einfache, anständige und unauffällige Todesart. Aber es geht nur in seltenen Fällen einmal *nicht* gut. Die schnellsten Fahrer sind allerdings jung. Sie hatten noch keine Zeit zu beweisen, dass sie auch für längere Zeit gute Fahrer sein könnten. Ach, Nele, jetzt, wo ich Neues berichte, verfallt ich wieder in meine alte Schreibweise, die schon seit Jahren niemand mehr lesen will!

Ich fahre zum Strand, um die Gelegenheit zu erkunden. Ich habe Pläne, aber davon werde ich keine Einzelheiten mitteilen, denn ich will ja keinen ‚Leitfaden zum Selbstmord‘ schreiben.

Wir kommen nach zehn oder zwölf Kilometern, für mich ganz unerwartet, an eine Hotelanlage. Das letzte Stück Straße ist eher ein Feldweg. Wir fahren so langsam, dass ich gut erkennen kann, was rechts und links vom Weg zu sehen ist: je ein kleines Reisfeld, grüne Sträucher, Palmen, Hütten aus Palmblättern oder Lumpen.



Frauen waschen Wäsche an einem Wasserhahn an der Straße. In einem einräumigen Gebäude stehen die Fenster offen. Kinder hocken darin. Im Raum stehen Schulbänke. Der Lehrer sitzt auf einer Steinbank neben der Tür. Sie haben Pause. Da, wo der Feldweg abgog, lud ein Schild in die „Palmas de Bambolim“ ein. Es lügt nicht, denn die Palmen stehen tatsächlich da. Das Gelände ist auch schon abgesteckt. Hoffentlich dauert es noch lange, bis hier gebaut wird! Aber was geht das mich noch an?

Die Hotelhalle an unserem Ziel wird durch Glasfenster von oben erhellt. Der Boden glänzt wie frisch gewischt: polierter Marmor. Am Eingang steht ein

kleiner, sehr junger, brauner Mann in Uniform.



Wir grüßen einander. Ich betrete die Anlage, als wohnte ich dort, gehe ein paar Stufen runter durch eine sehr gut

gepflegte Pflanzenwelt, in der kleine dünne Frauen die von den Bäumen fallenden Blätter zusammenkehren oder aufsammeln. *Ein* Windhauch und neue Blätter fallen in die Pflanzen, auf die Wege und auf die sorgsam angelegten Grünflächen. Wenige Europäer sind zu sehen. Vorbei an dem den Eingang auf der anderen Seite bewachenden Uniformierten, der von seinem Stuhl aufsteht, als ich mich nähere, steige ich die paar Stufen zum Strand hinunter.

Der Badestrand wird links von einer Reihe zackiger Felsen begrenzt, deren Spitzen nur wenig aus dem Wasser ragen. Nach rechts zieht er sich in einem weiten Bogen. In seiner Mitte ruhen ein paar Rinder. Der Sandstreifen ist schmal. Gleich dahinter beginnt, von einer kleinen Mauer geschützt, ein lichter Wald aus Büschen und Palmen. Am Ende der Bucht, in der Nähe eines Dorfes, liegen ein paar Fischerboote. Das Wasser ist nahezu unbewegt und angenehm warm. Es ist braun und riecht nach Pflanzen. Ich kann meine Füße nicht sehen, wenn ich sie nach unten hängen lasse. Es wird schwer sein, in einem solchen Rettungsboot, wie ich es mir angefressen und angesoffen habe, unterzugehen! Ich hänge hier im Wasser wie damals auf der Reise mit Wolfgang im Toten Meer. Ich fühle die Last meines Körpers nicht. „Unbeschwert“, denke ich. Wie schön das

wäre. Wäre es schön? Es wäre wie früher - und es hat damals zu nichts geführt.

Der Fahrer hat auf mich gewartet. Das war im Preis inbegriffen. Beim Losfahren holpert es. Die anderen Fahrer, die vor ihren Taxen stehen oder sitzen, machen ihm Zeichen und rufen. Sie wechseln alle zusammen das Rad. Ich sehe geduldig zu. Der Fahrer heißt Matti.

Mittwochabend, 11. 11.

Das Fenster habe ich, so gut es geht, zugehängt. Das Zimmer ist nun dämmerig. Ich habe den ganzen Tag im Bett gelegen. Es ist sehr warm. Die Lethargie aus Deutschland hat mich eingeholt. Aber sie fühlt sich hier anders an. In meinem Kopf jagen sich keine unangenehmen Erinnerungen, sondern er ist wie leergefegt. Trotzdem lastet Schweres auf mir. Ich kann nicht ausmachen, woher es kommt.

Vor einer halben Stunde klopfte es an meiner Tür. Eine dünne alte Frau brachte mir einen tiefen Teller mit einem großen Stück gekühlter Wassermelone: „From Senhora“, sagte sie und verschwand gleich wieder. Die Senhora hat also bemerkt, dass ich im Zimmer bin. Vielleicht werde ich morgen wieder ausgehen.

Donnerstag, 12. 11.

Ich habe meine „Tasche für alle Fälle“ zusammengepackt.

Nach dem ersten Dorf, durch das wir zum Strand fahren, kommt die „Todesstrecke“. So habe ich sie genannt. Schon beim ersten Durchfahren sah ich die mageren Rinder. Sie standen nahe beieinander an einen Strick gefesselt im Schlamm, etwas entfernt zwei andere völlig abgemagerte Tiere, nichts Fressbares in der Nähe. An eine Bretterhütte hatte jemand mit roter Farbe „Beef-Shop“ gemalt. Männer spannten ein Rinderfell aus. Auf dieser Strecke folgte heute ein neuer Schrecken: ein anscheinend noch blinder weißer Welpen kroch über die Straße. Mein Fahrer hielt, um ihn nicht zu überfahren. Auch die entgegenkommenden Fahrzeuge hielten an oder fuhren um ihn herum. Nach dem Abbiegen auf die Hauptstraße sah ich einen toten Hund auf der Straße liegen. Wir fuhren auch um ihn herum. Früher wäre ich meinem Impuls gefolgt: Ich wäre ausgestiegen, zurückgelaufen und hätte die weiße Welpenwaise mitgenommen. Natürlich tat ich es nicht. Ein Hund hätte bei mir keine Zukunft! Und wer weiß, vielleicht gehörten die beiden gar nicht zusammen.

Sonnabend, 14. 11.

Gestern habe ich wieder den ganzen Tag auf dem Bett im abgedunkelten Zimmer verbracht. Diesmal gab es keine Wassermelone am Abend. Die Senhora dachte wohl nicht mehr an mich. Beim dritten Mal schwimmen im Meer

hatte ich heute ein Erlebnis, das mich sehr nachdenklich stimmte. Ich schwamm weit draußen parallel zum Ufer durch die ganze Bucht, sodass ich die Wäsche auf der Leine im Dorf an ihrem Ende erkennen konnte. Vor einem Häuschen stand eine Kuh. Als ich zum Sandufer zurückschwimmen wollte, bemerkte ich, dass ich nicht von der Stelle kam. Ich blieb immer auf der Höhe des Häuschens mit der Kuh. Ich schwamm weiter und verstärkte meine Anstrengungen. Nichts zu machen: Die Gegenströmung vom Ufer war ebenso stark wie meine Schwimmstöße. Und nun kommt das Seltsame, Nele. Jedenfalls war ich völlig davon überrascht. Vielleicht gerade deshalb, weil es so normal war: Ich geriet in leichte Panik! Wenn ich nun immer weiter kämpfen würde, wären meine Kräfte irgendwann einmal erschöpft. Gleich darauf die Ernüchterung: Die Bucht wölbt sich nach innen. Wie stark mich auch die Strömung raustreiben würde, sie würde mich immer am Ufer absetzen! Schluss mit dem romantischen Panikgefühl! Ich schwamm schräg auf das Dorf zu und war bald im flachen Wasser. Die zackigen Felsstücke, um die ich, nicht immer erfolgreich, herumzuwateten versuchte, brachten mich wieder in die Realität zurück. Als ich am Sandstrand angekommen war, fühlte ich mich wie gerettet. Ein Gefühl, das ich sofort als völlig lächerlich und unangemessen einschätzte.

Nele, ich habe noch eine Bitte. Es wird dir vielleicht seltsam vorkommen, dass ich mich doch noch zum Schreiben eines Artikels aufgerafft habe. Die Sache lässt mir einfach keine Ruhe!

Du weißt, Nele, dass mich die Beziehungen der Geschlechter zueinander auch in Deutschland schon beschäftigt haben. Hier ist alles anders, allerdings nicht besser. Ich bitte dich, diesen Artikel, wenn auch posthum, an die dir bekannte Zeitung zu schicken. Er ist sozusagen mein Vermächtnis.

Söhne und Töchter

Genau in dieser Reihenfolge! In Indien sind die Söhne nicht nur an sich wertvollere Menschen wie in vielen anderen Ländern, sondern sie sind es auch in praktischer Hinsicht: im finanziellen Sinn. Anders als in vielen anderen Ländern, in denen Männer höher geschätzt werden als Frauen, muss die Familie des Mannes bei einer Eheschließung keinen Brautpreis bezahlen, sondern umgekehrt: Die Eltern der Braut müssen auch heute noch, obwohl es offiziell verboten ist, eine Mitgift („dowery“) zahlen. Oft müssen sie dafür einen Kredit aufnehmen, den sie dann den Rest ihres Lebens über abzahlen.

Vor einiger Zeit ging durch die Medien: Fünf bruderlose Schwestern einer indischen Mittelschichtfamilie haben sich gemeinsam getötet, weil sie ihre Eltern nicht an den Bettelstab bringen wollten.

Die Familie eines mir hier in Panjim bekannten Arztes besteht aus Eltern und drei Kindern, einem Sohn und zwei Töchter. Die Mädchen sind einander sehr ähnlich, sie seien

„Dublekken“, sagt die Mutter. Die zweite „wäre eigentlich nicht nötig gewesen“, aber ein Astrologe habe ihr zwei Söhne prophezeit, als sie schon ihren Ältesten und ihr Tochter hatte. Nun war das dritte Kind doch wieder ein Mädchen! Die Erklärung dafür war, dass sie nach der ersten Tochter eine Fehlgeburt gehabt hatte. Wenn das Kind geboren worden wäre, wäre es der prophezierte zweite Sohn geworden. Die jüngste Tochter hatte ihre Existenz also diesem mütterlichen Irrtum zu verdanken.

Ja, Nele, das wirst du wohl überarbeiten müssen, ohne, dass ich noch wie bisher widersprechen werde. Die mitgeschickten Fotos sind mir „zugefallen“, Einzelheiten sind nicht so wichtig. Vielleicht kannst du einen Zusammenhang mit dem Text herstellen, sodass auch sie das Licht der deutschen Öffentlichkeit erblicken können? „In allen Schichten lieben und beschützen Mütter ihr Kinder – ganz gleich, ob es nun ein Junge oder ein Mädchen ist.“ So etwa, nur bitte weniger banal!



Weihnachtsfeier im Hotel Bambolim



Im Dorf Merces

5 Manuela erzählt in ihrem Brief von der Begegnung mit Arno

Sonntag, 15. 11.

Die Glocken der weißen Kirche im Zentrum läuteten mich wach. Auch diesmal verzichtete ich darauf, die wunderschöne Treppe, die zu ihr hinaufführt, zu erklimmen. Am Rande des Stadtparks setzte ich mich auf eine Steinbank, auf die ein unzuverlässiger Schatten fiel. Neben mir machten ein paar unbeschäftigte Taxifahrer Bemerkungen und lachten. Ein kleiner Junge, der nur mit einem kurzen Hemdchen bekleidet war, kam näher und streckte mir seine Hand entgegen. Er sah mich ganz gerade an und blieb vor mir stehen. Ich berührte mit einem Zeigefinger seine braune Haut gleich unter dem Hals, wo das Hemdchen offenstand. Er sah mich weiter ernst an. Ich kramte also eine Rupie aus der Tasche, legte sie in meine Handfläche und hielt sie ihm hin. Er griff sofort zu. Dann öffnete er seine Hand wieder, betrachtete die Rupie und lächelte sie verliebt an.

Die Taxifahrer hatten sich wohl inzwischen an meinen Anblick gewöhnt. Sie lachten nicht mehr. Der Schatten wechselte, ich blieb in der Sonne sitzen. Vielleicht würde mich ja der Hitzschlag treffen. Nach etwa einer halben Stunde kam ein hellhäutiger Inder auf mich zu und fragte mich nach dem Café Central, er wolle dort Brot kaufen. Ich hörte wohl Gespenster. Es kam mir

vor, als hätte er einen deutschen Akzent. Ich antwortete ihm: Kein Café Central gesehen! Da sagte er in akzentfreiem Deutsch: „Ach, Sie sind auch aus Deutschland!“. Ich sah ihn erstaunt an. „Sie sind . . .“, setzte ich an. „Deutscher“, sagte er, „obwohl ich nicht ganz so aussehe, nicht wahr? Vielleicht könnten wir an einem kühleren Ort und bei einem kühlen Getränk unser Gespräch fortsetzen?“ Ich wollte durchaus keine Bekanntschaften machen. Er mochte etwa in meinem Alter sein. Ich antwortete nicht. „Ich heiße Arno Fischer und bin aus Berlin“, sagte er förmlich. „Vielleicht ein anderes Mal.“ Ich war in schlechtem Zustand und das sollte niemand merken. „Auch gut“, sagte er. „Ich wohne nicht weit von hier.“ Er gab mir eine Visitenkarte. „Unter dieser Telefonnummer bin ich zu erreichen.“ Ich nickte. „Auf ein anderes Mal“, sagte er. Dann ging er, ohne sich noch einmal umzusehen

Montag, 16.11.

Wieder ein Tag im dämmerigen Raum. Den Umzug in ein Zimmer mit Klimaanlage habe ich abgelehnt. Ich will mir die indische Realität nicht verkleistern. Ab und zu fiel mir der deutsche Inder ein. Ich dachte an den weißen Welpen und an die Panik im Wasser. Meine Orientierung ließ nach. Heute bin ich eine Woche hier. Schon viel zu lange! Ich liege auf dem Bett und kann mich nicht

aufraffen. Sogar die Fortsetzung des Briefes fällt mir schwer.

Mittwoch, 18. 11.

Ich trinke nur noch Wasser. Vielleicht genügt es, wenn ich einfach liegenbleibe.

Freitag, 20. 11.

Ich wollte mein zweiteiliges Kleid anziehen. Der Rock war viel zu weit. Also nicht verhungern, sondern Nulldiät? Ich steckte den Rockbund mit einer Sicherheitsnadel zusammen. Vielleicht sollte ich mir ein paar Vitaminpillen kaufen?

Sonntag, 22. 11.

Glockenläuten. Zurück auf die Bank. Waren das dieselben Taxifahrer? Sie beachteten mich nicht. Ich fühlte mich ganz gut, kein Hunger. Ab und zu trank ich einen Schluck aus der Wasserflasche. Seit gestern nehme ich Vitaminpillen. Ich will mein Rettungsboot noch weiter zum Schrumpfen bringen! Da darf ich nicht vor der Zeit schlappmachen. Arno Fischer setzte sich diesmal gleich neben mich, als hätte ich auf ihn gewartet. Das Gespräch schien unvermeidlich. Um nicht gefragt zu werden, ging ich gleich zum Angriff über: „Was machen Sie hier

eigentlich?“ Es klang vermutlich aggressiv, das kommt vom Hungern.

Montag, 23. 11

Wir verabredeten uns für den Abend. Ein gut gekühltes vornehmes Restaurant, weiträumig, rote Samtstühle und nicht billig. Der Ober schob mir den Stuhl so in die Kniekehlen, dass ich mich sehr schnell setzte. Also Lassi mit Salz gegen das Rettungsboot. Ich komme wieder ins Plaudern, Nele, eine alte Gewohnheit. Arno erzählte mir seine Geschichte, die viel zu phantastisch ist, um glaubhaft zu sein. Er ist hier an Geschäften beteiligt, über die er nur Andeutungen machte. Ich war zu gleichgültig, um nachzufragen. Ich wollte ihn ja nicht interviewen. Also blieb es bei den Andeutungen. Bei diesen Geschäften spielen arme Inder und ihre Töchter eine Rolle. Ich hoffe, es handelt sich nicht um Prostitution. Ich knabberte an meinem Strohhalm und startete Löcher in die Luft. Er wurde immer einsilbiger. Dann bezahlte er, und wir brachen auf.

Wir gingen durch ein paar Straßen, und da sah ich *sie*. Sie war winzig und trug ein rosa Kleidchen. Zwar war sie schüchtern, aber schon eine kleine Eva. Sie sah mich an. Und wie. Bei mir war es Liebe auf den ersten Blick. Sie kam zögernd einen Schritt auf mich zu. Ich war stehengeblieben. Arno hatte das nicht gleich bemerkt

und war ein paar Schritte weitergegangen. Ihre Haut war sehr dunkel, ihre Ärmchen zart, aber nicht dünn. Die glatten schwarzen Haare trug sie kurzgeschnitten. Sie hielt die eine Hand vor den Mund und die andere streckte sie ein wenig aus, die Handfläche nach oben. Ich hatte es schon mit dem Jungen probiert. Die Situation umdrehen. Nicht ich lege etwas in die Hand der Bettelnden, sondern ich biete ihr auf meinem Handteller etwas an. Sie muss aktiv werden und sich etwas nehmen, statt sich nur passiv etwas geben zu lassen. Macht das keinen Unterschied? Ist das nicht eine Umkehrung, wenn die Passive zur Handelnden werden *muss*? Du findest vielleicht, dass ich die Bedeutung des Unterschiedes übertreibe. Aber ich halte ihn für entscheidend: Wenn ich ihnen etwas anbiete, können die anderen entweder nehmen oder es lassen. Wenn ich ihnen etwas in die offene Hand lege, müssen sie aktiv werden, um *nicht* zu nehmen. Ich würde das nie mit einem erwachsenen Bettler machen, denn es ist ja ein kleiner pädagogischer Akt. Einem Erwachsenen gegenüber würde ich mir den nicht erlauben. Ich legte also die Rupie in meinen Handteller, beugte mich zu ihr runter und hielt ihr meine Hand hin. Ein paar Sekunden lang schwebten unsere Handflächen nebeneinander, die kleine neben der großen. Dann griff sie vorsichtig zu. Sie drehte sich gleich um und ging. Die kleine Gestalt war bald nur noch ein

davonschwebendes rosa Kleidchen. Arno hatte auf mich gewartet und mir anscheinend zugesehen. „Du bist ja plötzlich so wach“, sagte er. „Nur vorübergehend“, sagte ich.

Natürlich habe ich ihm nichts von meinem Vorhaben erzählt. Die Leute meinen immer, sie müssten einen unbedingt „retten“. Darunter verstehen sie: Einen daran hindern, den wohl erwogenen Schlusstrich zu ziehen. Er versprach beim Abschied, mir am folgenden Tag etwas zu erzählen, was mich interessieren würde. Er hat ja keine Ahnung! Er kann sich nicht vorstellen, dass ich, weil ich den letzten Entschluss gefasst habe, ganz und gar immun gegen alles bin, was Menschen interessieren kann.

Mittwoch, 25. 11.

Das Gespräch mit Arno gestern Abend war sehr bedeutsam. Deshalb will ich es, so genau es mein Gedächtnis hergibt, aufzeichnen.

Diesmal bestand Arno darauf, dass ich etwas äße. Wir saßen im selben Lokal auf zwei gepolsterten Bänken einander gegenüber. Ich hatte mein Wolltuch mitgebracht, um nicht wieder zu frieren, und legte es um. Auf dem mit einer weißen Serviette bedeckten roten Tischtuch stand eine Rose. Ihre Blüte ruhte innerhalb des Glases auf einer Verengung.

Das Essen belebte mich. Arno muss das gleich gesehen haben und er kam auf den letzten Abend zu sprechen.

„Du bist bei dem kleinen Mädchen stehengeblieben. Sie war ja entzückend.“

„Ja.“

„Darf ich dich etwas Indiskretes fragen? Du hast bisher so gut wie gar nichts von dir erzählt.“

„Nein. Dabei soll es auch bleiben.“

„Wenn du möchtest, kann ich dich jetzt gleich zu deinem Hotel begleiten. Ich will dich nicht belästigen.“

„Entschuldige. So habe ich es nicht gemeint.“

„Bist du verheiratet?“

„Nicht mehr.“

„Und?“

„Nichts und. Ich bin, wie viele andere Frauen auch, geschieden. Das ist ja inzwischen bei uns ganz normal, wie du vermutlich weißt.“

„Hast du - Kinder?“

Ich musste schlucken. Früher hatte ich auf diese Frage geantwortet: ‚Nein, wir haben uns für einen Hund entschieden‘, um gleich den Fragern den Mund zu stopfen. Ganz Naive sagten dann noch: ‚Das ist doch nicht dasselbe!‘ und guckten empört. Woraufhin ich sie durch Lachen zur Vernunft brachte und womöglich noch

„Ach, wirklich nicht?“ sagte. Das fiel mir ein. Arno sah mich an.

„Nein“, sagte ich. „Er wollte kein Kind, wegen der Unabhängigkeit. Ich dachte damals, er hätte recht. Ich war davon überzeugt. Nach zehn Jahren trennten wir uns. Wir versicherten uns gegenseitig, dass wir gut daran getan hätten, uns kein Kind ‚anzuschaffen‘ - wir sagten wirklich ‚anschaffen‘! Scheidungskinder werden meist unglücklich. Gut, dass wir nicht das Unglück eines Kindes verschuldet hätten! Und so weiter, all der rationalisierende Blödsinn. Als ich dann allein war, wäre es noch Zeit gewesen. Aber nach einer Vorsorgeuntersuchung schickte mich der Arzt ins Krankenhaus. Totaloperation. Schluss, Ende. Danach ging eigentlich gar nichts mehr. Ich fand es völlig lächerlich, dass ich von so etwas Banalem, nein, Fundamentalem, auch nicht, Primitivem - ja, das ist das richtige Wort, abhängig sein sollte. Dabei hatte ich mich für eine Intellektuelle gehalten! Pustekuchen! Nach der Operation war alles anders. Zuerst feuerten sie mich bei der Zeitung, dann verstärkten sich die Depressionen. Meine ‚Heilmittel‘ dagegen machten alles nur noch schlimmer.“

Ich bemerkte, dass ich regelrecht ausgelaufen war. Wie ein Fass, dessen Spundloch jemand geöffnet hatte. Ich hatte zu lange geschwiegen. Arno sah mich

aufmerksam an. Die Tränen konnte ich gerade noch zurückhalten. Er hatte das wohl bemerkt, denn er sah zur Seite, wie um nicht indiskret zu sein.

„Es macht nichts“, sagte ich. „Vielleicht besser so!“
Besser? Wofür? fragte ich mich gleich.

Nach einer langen Pause sagte er: „Ein eigenes Kind ist natürlich etwas ganz anderes als ein - fremdes, ich meine als eins, das man nicht selbst gemacht hat.“

Plötzlich hatte ich wieder die nötige Distanz: „Ja, das Selbstgemachte! Hausfrauen produzieren Weihnachtsgeschenke in Volkshochschulkursen und die sind dann natürlich viel wertvoller als fertig gekaufte!“

Arno schmunzelte. „Schön, dass du es so siehst!“, sagte er und klappte meine Hand, die auf dem Tisch lag.

Ich sah ihm zum ersten Mal aufmerksam ins Gesicht. Er hatte bisher so überlegen gewirkt und so besonnen gesprochen und gehandelt. Zu meiner großen Überraschung entdeckte ich einen ganz anderen Zug in seinem Gesicht: Ich sah das verletzliche Kind, das er einmal gewesen sein musste, im Ausdruck seiner Augen. Er wandte den Blick ab, als hätte er meine Gedanken erraten.

Ich lehnte mich im Stuhl zurück und sagte sehr behutsam:

„Ich würde sehr gerne etwas von dir erfahren. Aber nicht so die üblichen Daten, sondern lieber ein Erlebnis, vielleicht eins aus deiner Kindheit?“

Arno schwieg lange. In seinem Gesicht spiegelte sich ein innerer Kampf. Ich wartete geduldig und sah zur Seite, um ihm die Entscheidung zu erleichtern. Dann begann er:

„Ein paar Jahre meiner Kindheit musste ich in einem Internat verbringen. Vielleicht erzähle ich dir ein anderes Mal, wie es dazu kam. Bei meinem Eintritt kaufte mir meine Mutter ein Kaninchen. Das lenkte mich von meinem Heimweh ab. Als es ein paar Monate später starb, brach der Schmerz über mich herein. Ich verkroch mich in meinem Bett. Das durften wir am Tag nicht. Es war das erste Mal, dass ich gegen eine der Regeln verstieß. Ich riskierte damit eine empfindliche Strafe. Im Bett versteckt, wurde ich ungewollt zum Zeugen einer ‚Verschwörung‘. Der Plan stand fest, Jan und Porki besprachen noch ein paar Einzelheiten der Ausführung. Einige Minuten lang konnte ich mich nicht entschließen, ob ich mich ihnen entdecken sollte. Dann verlor ich die Geduld.

Halb beredeten sie mich, halb zwangen sie mich, am ‚Ausbruch‘ teilzunehmen. Dabei hätte ich sie bestimmt nicht verraten. Im Gegensatz zu den beiden anderen hatte ich keinen Grund zur Flucht, denn ich eckte

nirgendwo an. Ich stellte mich, wann immer es befohlen wurde, in eine Reihe und fiel auch sonst niemals auf. Jan dagegen wollte sich nicht einfügen und fragte immer nach dem Grund für die Regeln, die er befolgen sollte. Das wurde vom ‚Boss‘ als Auflehnung gewertet und entsprechend geahndet. Porki verstieß häufig aus Ungeschicklichkeit gegen die Regeln, weil er sich nicht die Mühe machte, sie zur Kenntnis zu nehmen.

Da ich nun einmal dazugehörte, tat ich mein Bestes. Wir verließen unbemerkt das Internatsgelände und erreichten nach etwa drei Stunden ein Dorf. Wir krochen durch einen Zaun, und dabei geschah es. Porki blieb zurück, und als wir uns nach ihm umsahen, erkannten wir, dass sein rechtes Hosenbein vom Knie abwärts blutrot gefärbt war. Er sagte kein Wort. Wir liefen zu ihm zurück. Er war weiß im Gesicht. Wir mussten ihn stützen. Mit unseren zehn Jahren wussten wir, dass hoher Blutverlust lebensgefährlich war. Zum Umkehren war es zu weit. Wir steuerten also auf das nächste Haus zu. Die Leute riefen sofort einen Krankenwagen. Porki wollte auf keinen Fall ins Krankenhaus. Der Notarzt respektierte das. Er versorgte Porkis Wunde. Auch Jan gab auf, denn er wollte Porki nicht im Stich lassen. Die Leute ließen uns im Internat anrufen und zwei große Schüler holten uns im Auto ab. Zuerst wurden wir verhört, dann bestraft. Jan wurde geprügelt - wie es üblich war, mit einem

Lederriemen - und ich wurde ‚auf Diät gesetzt‘, wie es hieß. Das war die leichtere Strafe, denn der ‚Boss‘ hielt mir mein sonstiges Wohlverhalten zugute. Porki, sagte er, sei von Gott gestraft worden. Diese Strafe ergänzte der ‚Boss‘ durch die Anordnung: Porkis Wunde wird ohne Betäubung genäht! Porki kam bleich in unser Zimmer zurück und stieß durch die zusammengebissenen Zähne nur die beiden Worte ‚sieben Stiche‘ hervor. Wir waren stolz auf ihn, denn wir konnten uns darauf verlassen, dass er nicht einmal gezuckt hatte.“

Arno schwieg wieder.

„Du leidest unter der Erinnerung und dabei bist du in das Ganze doch nur hineingezogen worden“, sagte ich schließlich.

„Genau das ist es ja!“, sagte er verzweifelt. „Ich kann das nicht loswerden! Es scheinen sich niemals Möglichkeiten zu ergeben, dass ich selbst etwas entscheide! Ich werde herumgeschubst!“ Er nickte vor sich hin. „Ja, ich werde herumgeschubst!“

Am liebsten hätte ich Arno wie ein Kind in den Arm genommen und getröstet, aber ich fragte nur leise: „Wollen wir gehen?“

Arno straffte sich und murmelte „Tut mir leid.“

Sonntag, 6. 12.

Wenn wir erst in Deutschland sind, werde ich Nele anrufen. Ich werde mich bei ihr für mein Verhalten damals entschuldigen. Vielleicht wird sie meine Entschuldigung annehmen. Wenn sie dann zuhören will, werde ich ihr von meinem neuen Anfang erzählen.

Vielleicht fliegen meine Gedanken ja zu früh und zu schnell. Bald werde ich *sie* sehen! Es hat alles seine Ordnung. Oder jedenfalls fast. Sie ist bisher liebevoll aufgezogen worden. Die Eltern ersparen ihr mit ihrem Verzicht auf sie ein Leben in fürchterlicher Armut. So hat es mir Arno berichtet. Die Eltern werde ich nicht kennenlernen. Das wäre zu gefährlich. Wegen der unüberwindlichen bürokratischen Hürden, sagt Arno, wird der gesetzliche Weg ausgeschlossen. Willige Adoptiveltern mussten jahrelang warten, bis es so weit war. Inzwischen war ihr Adoptivkind schon so groß geworden, dass ihm die Anpassung an die neue Sprache und Umgebung sehr schwerfiel. Für alle, sagt Arno, ist es so das Beste: für die Eltern, die sich von dem Geld ein kleines Haus bauen könnten, sodass sie aus den Zelten aus Plastikfolie herauskämen, für das Kind, das unter guten Bedingungen aufwachsen würde - und für mich, sagt Arno, weil ich wieder eine Lebensaufgabe hätte. Arno hat Verbindung zu einem Mann, der alles Nötige arrangieren wird. Das ganz und gar und doppelt Wunderbare an der Sache ist, dass es dem Vermittler

gelingen ist, die Eltern des kleinen Mädchens im rosa Kleidchen aufzuspüren und dass sie tatsächlich dazu bereit sind, das Kind herzugeben! Sie wollen, dass es eine bessere Zukunft hat, berichtete der Vermittler Arno. Man muss dem Mann nur die Auslagen ersetzen, falsche Pässe sind teuer. Und dann die Bestechungsgelder.

„Du kannst das Kind bald sehen.“ Damit ging Arno.

Meine Bank wird mir in Erinnerung an bessere Zeiten einen Kredit geben. Ich brauche den Rest erst in Deutschland zu bezahlen, wenn das Geld, das ich hierher mitgebracht habe, nicht reicht. Mein Wort genüge ihm, um alles in die Wege zu leiten, sagt Arno. Er sei froh, wenn er mir und den anderen helfen könne. Das sieht ihm ähnlich.

6 Der Brasilianer Ramon wird von einem Familiengericht zum Tode verurteilt

1920 betrat Ramons Großvater zum ersten Mal brasilianischen Boden. Es war ihm gelungen, auf einem holländischen Schiff anzuheuern. Die Holländer fragten nicht viel nach Papieren. Wer es in dieser Zeit eilig hatte, Indien zu verlassen, war nur selten ein Krimineller. Aufrührer gegen das Empire sahen die Holländer nicht als ihre eigenen Feinde an. Der Großvater war damals einundzwanzig Jahre alt. Er war seiner Verhaftung nur durch einen Zufall entgangen und erfuhr dann in seinem Versteck von der Exekution seiner Freunde. Er hatte sich zur Küste durchgeschlagen und seine kräftigen Arme dem holländischen Kapitän angeboten, der sie nicht zurückwies. Nach einiger Zeit gelang es ihm, in Brasilien Fuß zu fassen. Seinem 1938 geborenen Sohn konnte er eine gute Ausbildung geben lassen, die dieser zu nutzen wusste. Für Ramon, den 1970 geborenen Enkel, war der solide materielle Hintergrund schon eine Selbstverständlichkeit.

Ramon liebte seinen Großvater. Er sah ihm merkwürdig ähnlich. Seit seiner Kindheit hörte er den großväterlichen Erzählungen von Indien gebannt zu. Der alte Mann nahm gegen Ende seines Lebens dem Enkel ein Versprechen ab: Ramon sollte nach der Einäscherung des Großvaters die

Asche nach Indien bringen und dort in den Ganges streuen.
Der Großvater starb in hohem Alter.

Ramon führte seinen Auftrag sorgsam aus und flog dann nach Goa. Freunde erwarteten ihn am kilometerlangen Strand von Colva. In Sonne und Wellen verlebte er ein paar unbeschwerte Wochen und war nun auf dem Rückweg. Aber da kam ihm etwas dazwischen.

Diesmal wurde er mit seiner eigenen Vergangenheit konfrontiert. Seine zwei Jahre ältere Schwester, mit der ihn eine zärtliche Liebe verband, war als Kind bei einer ‚Mutprobe‘ zu Tode gekommen. Niemand konnte sie ihm ersetzen. Jede Frau, die ihn an seine Schwester erinnerte, zog ihn an.

Auf dem Jahrmarkt in Santa Cruz, einem dörflichen Vorort von Panjim, sah er eine junge Frau im blauen Sari. Sie ähnelte vollkommen dem Bild, das er von seiner Schwester in sich trug.

Er war so mit seinen Gedanken beschäftigt, dass er eine magere Frau, die sich ihm genähert hatte, erst bemerkte, als sie unmittelbar vor ihm stand. Sie war noch bunter angezogen als die anderen Inderinnen und mit viel Schmuck behängt. Sie griff nach seiner Hand. Er zog sie zurück. Dann verstand er, dass sie ihm aus der Hand lesen wollte. Warum eigentlich nicht? Er glaubte nicht daran, aber er war verliebt und griff nach jedem Strohhalm. Also überließ er ihr seine Hand. Sie sah in die Innenfläche, zuerst stumm. Dann nahm

sie mit einer schnellen Bewegung die freie Hand vor den Mund.

„Was siehst du?“, fragte Ramon ungeduldig.

„Oh, nichts!“, sagte die magere Frau, ließ seine Hand los, drehte sich um und ging sehr schnell davon. Ramon hatte nicht einmal Zeit, in seiner Tasche nach ein paar Münzen zu greifen, von denen er immer einige lose bei sich trug, aber sie hatte ihm ja auch keinen Dienst erwiesen. Er sah noch von Weitem, wie sie andere Frauen, die ähnlich wie sie gekleidet waren und von denen einige Kinder auf den Hüften trugen, auf ihn aufmerksam machte. Sie streckte ihren Arm aus und zeigte auf ihn. Auch die anderen erschrakten sichtlich. Er schüttelte den Kopf.

Ramon bummelte weiter an den Jahrmarktständen vorbei und hielt nach der jungen Frau im blauen Sari Ausschau. Da sah er sie. Sie bückte sich nach einem der Handspiegel, die auf einem Tuch am Boden feilgeboten wurden. Ihr Sari leuchtete tiefblau zwischen der hellen Kleidung der anderen jungen Frauen, in deren Begleitung sie war. Ramon starrte sie an, ohne dass er es wollte. Natürlich wusste er, dass er das nicht durfte. Als sie sich aufrichtete, bemerkte sie ihn und wandte sich schnell ab. Sie zog das Ende ihres Saris über den Kopf.

Gleich würde er erwachen!

Aber es war kein Traum. Also wollte und musste er sie kennenlernen! Der Satz drehte sich in seinem Kopf wie eine tibetanische Gebetsmühle.

Im Gedränge des Jahrmarktes musste das möglich sein! Sein Aussehen verriet ihn zwar als Ortsfremden, aber er könnte aus dem Nordosten Indiens stammen, dorthin, wo die Menschen hellhäutiger waren.

Seine Faszination musste Rehana für ihn eingenommen haben, denn sie wies ihn nicht ab, als er sie in dem Restaurant ansprach, in dem sie in den Mittagspausen der Bank, in der sie arbeitete, für gewöhnlich einen Imbiss einnahm. Bald waren sie miteinander so vertraut, dass sie sich von ihren Lebensträumen erzählten, die einander ähnelten wie Geschwister, obwohl Ramon und Rehana in verschiedenen Kontinenten aufgewachsen waren.

Rehana hatte die Angewohnheit, am frühen Morgen spazieren zu gehen. Hinter der Kirche ihres Dorfes führte ein Weg auf die Dämme, die die Reisfelder voneinander trennten. An den beiden Rändern der Dämme wuchsen Kokospalmen und in der Mitte war ein Pfad ausgetreten. In der Morgenkühle ging sie täglich bis zum Hellwerden eine Stunde lang spazieren. Sie durfte nicht alleine gehen. Ihr zwölfjähriger Bruder begleitete sie. Er tat es gerne. Eines Tages bat sie ihn, am Dorfausgang auf sie zu warten und das zu Hause zu verschweigen. Er erfüllte ihre Bitte, weil er ihr ergeben war. Die gemeinsamen Spaziergänge führten

Ramon und Rehana in tiefe Gespräche und eine immer herzlicher werdende Zuneigung.

„Was wird, wenn man uns doch eines Tages entdeckt?“, fragte sie.

„Du wirst meine Frau und kommst mit nach Brasilien.“

„Du weißt genau, dass das nicht geht!“

„Ich werde mein Leben dafür einsetzen, dass wir zusammenbleiben - hier oder dort!“

Alle Männer der Familie Rehanas hatten sich versammelt, um Gericht zu halten. Das Todesurteil stand bald fest. Der Fremde hatte die Ehre der Familie geschändet und musste sterben. So verlangten es die Religion und das Gesetz des Landes, aus dem ihre Vorfahren eingewandert waren. Die beiden ältesten Brüder Rehanas wurden damit beauftragt, das Urteil zu vollstrecken. Der Familienrat setzte ihnen eine Frist von drei Monaten

Ein Onkel Rehanas hatte sich zu einer guten Stellung bei der Polizei emporgearbeitet. Er besaß einen guten Ruf und galt als unbestechlich. Aber er ließ ein Femeurteil gelten, denn er fühlte sich den Gesetzen seiner Vorfahren noch stärker verpflichtet als denen des Landes, in dem er lebte.

Zunächst schien der Zufall den Brüdern zur Hilfe zu kommen. Ramon war auf einem nächtlichen Streifzug durch

die Palmenlandschaft am Meer in einen Sturm geraten. Die Kronen der Kokospalmen beschrieben immer größer werdende Kreise. Die Wolken brachen, und der Regen prasselte auf ihn herab. Er irrte zwischen den Stämmen der Palmen umher. Der Sturm wurde immer stärker und schüttelte Kokosnüsse von den Bäumen. Ramon begann zu laufen, aber das Unterholz behinderte ihn. Da traf ihn eine Kokosnuss auf den Kopf. Er stürzte zu Boden.

Die Brüder hatten Ramons Lebensweise ausspioniert. Sie beobachteten ihn auch heute. Als der Sturm gegen Ende der Nacht nachließ und Ramon nicht zurückkam, gingen sie ihn suchen. Sie fanden ihn bewusstlos, fesselten ihn trotzdem und schleppten ihn zum Strand.

Sie waren keine Mörder, sondern sie hatten ein Urteil zu vollstrecken. Kein Angeklagter durfte hingerichtet werden, bevor er die Anklage gehört und sich verantwortet hatte. Dann musste ihm sein Urteil verkündet werden. Aber Ramon war bewusstlos! Sie übergossen ihn mit Meerwasser, das sie in einer Plastiktüte herangeschafft hatten. Vor Tagesanbruch war das Wasser noch kühl. Ramon rührte sich nicht. Sie untersuchten ihn. Er lebte. Sie übergossen ihn wieder mit Wasser. Dann ohrfeigten sie ihn. Er kam nicht zu sich. Bald würde es hell werden, und die Fischer kämen zum Strand. Die Brüder nickten einander zu. Sie mussten gehen, ohne für diesmal ihren Auftrag ausgeführt zu haben. Es blieb ihnen noch genügend Zeit, um Ramon hinzurichten. Er

würde ihnen nicht entgehen. Der ältere der Brüder zog einen Taschenkalender aus der Brusttasche seines Hemdes. Er schrieb mit dem kleinen Kugelschreiber, der an der Kalenderhülle befestigt war, in Druckbuchstaben auf eine Seite:

DU MUSST STERBEN! DIE POLIZEI WIRD DIR NICHT HELFEN!

Er riss das Blatt heraus und steckte es dem Bewusstlosen in die Hemdtasche hinter seinen durchgeweichten Paß.



7 Arno findet einen Leblosen und lernt den Arzt Dilip kennen

Bernardo hatte Arno einen zweitägigen Aufenthalt im Strandhotel an der Bucht geschenkt. Der Besitzer war dem Architekten verpflichtet und freute sich, ihm einen Gefallen tun zu können.

Arno stand kurz vor Tagesanbruch auf und ging zum Joggen an den Strand hinunter. Auf der Höhe der Fischerboote stolperte er fast über einen Mann. Arno hielt ihn für einen Ertrunkenen. Schon öfter hatte er in der Zeitung gelesen, dass Inder aus dem Norden in Goa ertranken. An manchen Stränden war die Strömung tückisch, sodass sogar gute Schwimmer in Gefahr geraten konnten. Hier in der Bucht war das Wasser ruhig, aber der Ertrunkenen konnte ja von weither angespült worden sein. Aber müsste er dann nicht in anderem Zustand sein?

Der nasse Stoff der Hemdtasche ließ einen farbigen Gegenstand durchschimmern. Arno zog den Paß aus der Tasche des Fremden. Die Schrift war noch zu lesen. Brasilien. Also kein ertrunkener Inder, sondern ein toter Brasilianer. Arno sah sich das Foto genau an. Das musste der Mann sein, mit dem ihn Gert verwechselt hatte. Das Gesicht auf der Fotografie hatte tatsächlich Ähnlichkeit mit seinem. Ein Toter, dem er ähnelte. Wäre das nicht eine ideale Gelegenheit, für immer zu verschwinden? Er wäre dann für

die Welt gestorben. Oder wenigstens für die Leute zu Hause in Deutschland. Was verband ihn noch mit denen?

Der vergangene Tag hatte sein Leben ganz und gar verändert und ihn endgültig von den Menschen getrennt, die ihm bis dahin die nächsten gewesen waren.

Er hatte seine Großmutter angerufen, um ihr zu sagen, wie sie ihn in Indien erreichen könnte. Es war verabredet, dass er sich zuerst bei ihr melden sollte, weil seine Mutter, die seit Jahren in der Nachbarstadt wohnte, öfter auf Dienstreise war. Die alte Frau ließ ihn gar nicht zu Wort kommen, sondern sagte hastig und energisch: „Du musst jetzt die Wahrheit erfahren! Dein Vater lebt nicht in Indien, er ist kein Maharadscha. Komm zurück, eh dir ein Unglück geschieht. Frag deine Mutter. Sie wird endlich aufhören zu lügen. Ich habe sie dazu gezwungen. Komm zurück, und vergiss die ganze dumme Geschichte. Es wird alles gut.“ Arno legte auf, ohne ein Wort zu sagen.

Dann erreichte er seine Mutter doch. Unter Schluchzen gestand sie, dass sein Vater ein Zigeuner war, in den sie sich sterblich verliebte, als sie ihn Saxophon spielen hörte. Sie hatte nie wieder etwas von ihm gehört. Arno brach auch dieses Telefongespräch wortlos ab. An ein und demselben Tag hatte er seine Eltern verloren: die beiden Frauen und seinen Vater, den er hier in Indien hatte suchen wollen!

Die Identität tauschen - was für ein Gedanke! Aber war der Mann, der da lag, überhaupt tot? Arno kniete sich nieder

und legte sein Ohr auf die Brust des Fremden. Das Herz schlug. Er war also nur bewusstlos. Ramon. Am vorderen Deckel des Passes klebte eine Karte der 'Casa Pinho Lodge'. Hatte der Brasilianer dort gewohnt oder hatte er die Karte nur eingesteckt? Arno drehte den Paß um und fand das Kalenderblatt, das daran klebte. Er löste es vorsichtig und las. Wer hatte die Drohung geschrieben? Weswegen?

Arno erschrak über seine neue Verantwortung. Er musste Ramon so schnell wie möglich hier wegbringen, wach oder bewusstlos. Er sah sich um. Am südlichen Ende des Strandes beschäftigten sich einige Fischer mit einem langen Netz. Sonst konnte Arno niemanden sehen. Für die übrigen Hotelgäste war es noch zu früh. Er ließ Ramon liegen und lief auf die Fischer zu. Seine Darstellung der Situation hätte jedem Pantomimen Ehre gemacht. Zwei Fischer kamen mit ihm. Zu dritt trugen sie den Bewusstlosen zur Treppe vor dem Hotel. Beide Fischer blieben bei ihm, während Arno zur Rezeption hinaufging, um eine Tragbahre zu beschaffen. Der Mann an der Rezeption ließ ihm eine stabile Decke bringen und wies vier Hotelangestellte an, Ramon zur Straße zu tragen. Dort stand ein frühes Taxi. Sie legten Ramon, so gut es ging, auf die Rückbank. Arno setzte sich neben den Fahrer. „Hospital“ sagte er. Der Fahrer wackelte mit dem Kopf. Arno hatte sich schon daran gewöhnt, dass das in Indien Zustimmung bedeutete.

In der Notaufnahme musste Arno zunächst warten, bis Ramon versorgt war. Dann holte ihn der Arzt aus dem Wartezimmer ab. Arno sah ihm entgegen. Sie waren etwa gleich alt, aber der Arzt wirkte viel gesetzter. Er war in Amt und Würden und hatte wahrscheinlich Frau und Kinder.

Der Arzt bat ihn in sein kleines Dienstzimmer. Auf einem Tisch an der Seite stand eine geschmückte Krishna-Statuette. Ob der Arzt fromm war? Und wenn ja, ob sich die Verehrung des Gottes Krishna, der als Gott der Liebe galt, auch als Menschenliebe äußerte?

„Ich bin der Notaufnahmearzt vom Frühdienst. Sie können Dilip zu mir sagen. Sind Sie der Bruder des Verletzten?“

„Nein.“ Arno zögerte. „Ich bin sein Freund.“

„Ihr Freund hatte kein Wasser in den Lungen. Stattdessen habe ich eine starke Prellung am Oberkopf festgestellt.“

„Wird er bald aufwachen?“

„Das kann ich nicht voraussagen.“ Dilip machte eine Pause. Dann versprach er: „Ich werde mich selbst um ihn kümmern. Sie treffen mich jeden Wochentag zwischen sechs und zwölf Uhr hier in der Notaufnahme.“

„Es kann also länger dauern.“

„Ja. Kein Grund zur Mutlosigkeit“, sagte Dilip mit einer Munterkeit, die Arno nicht überzeugte.

„Und am Wochenende?“

„Am Wochenende bin ich meist mit meiner Frau und den drei Kindern bei meiner Schwiegermutter in Calangute. Sie bewohnt dort ein großes, altes Haus“, sagte Dilip.

Arno wunderte sich über die private Mitteilung. Vielleicht wollte der Arzt eine Bekanntschaft mit ihm, dem Europäer, anknüpfen? Arno mochte ihn. Dann fielen ihm Manuela und Rosa ein.

Arno gab dem Arzt Bernardos Telefonnummer. „Lassen Sie anrufen, wenn sich sein Zustand verändert“, bat er. „Ich komme täglich nach ihm sehen.“

Arno hatte Ramons Paß im Krankenhaus abgegeben, aber das Kalenderblatt und die Karte der Lodge behalten. Da die Sonne schon heiß und hell schien, fiel es nicht auf, dass der Mieter, der zwar indisch aussah, aber Ausländer war, die Sonnenmütze tief ins Gesicht gezogen hatte, als er die Rezeption betrat. Hinter dem Tresen hingen Schlüssel mit Holztafeln. „Meinen Schlüssel bitte“, sagte Arno leise und undeutlich. Der Portier langte hinter sich und gab ihm den Schlüssel von Zimmer 12.

„Bitte lassen Sie mir eine Flasche Wasser zum Zimmer bringen“, sagte Arno. Er konnte unmöglich vor den Augen des Portiers das Zimmer suchen. Ein Boy kam mit Wasser und einem Glas und ging den mittleren Gang entlang. Arno folgte ihm. Vor der Tür nahm er die Flasche vom Tablett und gab dem Boy ein Trinkgeld.

Arno schloss auf. Er wollte hier an Ramons Stelle ausziehen, denn auf keinen Fall durften die Mörder seine Spur behalten. Im Krankenhaus war er wohl zuerst einmal sicher. Wenn er entlassen würde, müsste er so schnell wie möglich aus der Stadt verschwinden. Arno öffnete die Tür. Das Zimmer war gut aufgeräumt. Er trat zuerst an den Tisch, der vor das Fenster gerückt und zum Schreibtisch umfunktioniert worden war. Ein dickes Schulheft lag in der Mitte, daneben einige Stifte. Am rechten oberen Rand fand Arno zwei Briefe. Beide kamen aus Brasilien. Die Handschriften unterschieden sich voneinander. Arno schlug das Heft auf. Eintragungen unter aktuellen Daten, also ein Tagebuch. Arno öffnete den Schrank, in dem ein paar Kleider hingen. Unter ihnen stand eine große Reisetasche. Ramons Habseligkeiten würden gut darin Platz finden. Viele waren es nicht. Arno wollte sie vorläufig in Bernardos Haus unterstellen. Da er nun einmal die Verantwortung übernommen hatte, musste er auch das Nötige tun, bis sich jemand fand, der Ramon kannte.

Arno verlangte an der Rezeption die Rechnung. Der Portier sah ihn überrascht an. „Hier wird doch monatlich im Voraus bezahlt“, sagte er vorwurfsvoll. Er nahm seine Brille mit den dicken Gläsern ab und putzte sie gewissenhaft. „Ach ja, natürlich“, sagte Arno. „Wie konnte ich das nur vergessen!“

„Schon gut“, sagte der Portier und setzte seine Brille wieder auf.

Arno wollte drei Tage abwarten. Wenn Ramon bis dahin noch nicht aufgewacht wäre, würde er die Briefe und das Tagebuch übersetzen lassen. Wahrscheinlich würde er den Schriftstücken Hinweise entnehmen können, was als Nächstes zu tun sei.

Dilip hatte angeordnet, ihn zu rufen, wenn Arno käme. Arno erwartete ihn mit gemischten Gefühlen in seinem Dienstzimmerchen, wo man ihm einen der beiden Stühle angewiesen hatte. Seit einer Woche kam er täglich, um sich nach Ramon zu erkundigen. Jeden Morgen dieselbe Mitteilung: Er ist noch nicht aufgewacht. Heute schien es etwas Besonderes zu geben. Etwas Gutes oder etwas Schlechtes?

Arno stand auf, als Dilip den kleinen Raum betrat. „Nichts Beunruhigendes“, sagte er und winkte ab. „Mir ist da etwas eingefallen; ich will das mit Ihnen besprechen.“

„Ja?“ Arno schöpfte Hoffnung.

„In Colva gibt es einen Arzt, der wegen seiner ungewöhnlichen Erfolge in ganz Goa bekannt ist. *Wenn* Ihrem Freund jemand helfen kann, dann ist er es. Wir müssten ihn möglichst schnell konsultieren.“

Arno sah Dilip fragend an. „Brauchen Sie dazu meine Zustimmung?“ Er wusste nicht, worauf der andere hinauswollte.

„Nein, nein“, sagte der. „Jemand müsste zu ihm fahren. Dr. Ferrolho lehnt es ab, Telefongespräche entgegenzunehmen. Er wolle frei über seine Zeit verfügen und nicht Sklave des Telefons werden, sagt er.“ Der Arzt zuckte die Achseln.

„Und die Post?“, fragte Arno.

„Braucht manchmal drei Tage. Kostbare Zeit.“

„Und da soll ich . . .?“

„Nein, das meine ich nicht. Ich will meine Mieterin bitten, die macht das bestimmt gerne. Ich glaube, sie langweilt sich ein bisschen.“

„Ihre Mieterin?“

„Ich habe einer deutschen Dame meine Wohnung in Mercedes vermietet. Wir können nicht in dem Dorf wohnen, wie ich es mir vorgestellt hatte, sondern wir müssen wegen der Kinder in Panjim bleiben. Sie sind klein und gehen zu verschiedenen Zeiten zur Schule.“

„Eine deutsche Dame?“

„Sie ist vor Kurzem pensioniert worden und will hier ein paar Monate leben. Ich werde sie bitten, morgen im Taxi nach Colva zu fahren. Sie soll den Arzt gleich mitbringen. Hoffentlich gelingt es ihr. Er ist zwar sehr freundlich, aber er

hat seine festen Prinzipien. Wir können also nur hoffen, dass er sich auf die Herausforderung einlässt.“

Arno gefiel es, dass Dilip nicht stur an der Schulmedizin festhielt, wenn sie, wie jetzt bei Ramon, nicht weiterhalf. Man konnte es jedenfalls probieren.

„Danke, dass Sie mich informiert haben“, sagte er und gab dem Arzt zum Abschied die Hand.



8 Rosa wird entführt

An der Nationalstraße Nummer siebzehn von Panjim nach Süden standen vier Zelte. Dort stieg die Straße an, sodass alle Fahrer Gas gaben, um die Steigung zu bewältigen. Darum war die Luft hier fast immer blau von den Abgasen der Lastwagen, Busse, Autos, einiger Motorräder und vieler Roller. Die Zelte standen hintereinander und sehr nahe an der Straße auf einem Gelände, das wenig breiter als die Behausungen war. Dahinter stieg die Böschung steil an. Von der Straße wurden die Hütten durch einen tiefen Graben getrennt, durch den zur Monsunzeit das Wasser herabstürzte. Jetzt in der trockenen Zeit schützte der Graben nur die Zelte und ihre Bewohner vor den Fahrzeugen.

Das erste Zelt bestand aus einigen blauen Plastikplanen, die über Holzstangen gespannt waren. Vor dem Eingang lehnte eine aus Palmblättern und Brettern geformte Planke. Das Zelt war unbewohnt. Das zweite war mit einer schwarzen Plastikplane bedeckt, die wie die blaue mit Stricken am Gerüst des Zeltes festgebunden war. Das dritte Zelt war das größte. Etwa von der Mitte an bestand das Dach aus Wellblech und zeigte damit an, dass die Bewohner sich hier dauerhaft eingerichtet hatten. Das vierte Zelt ähnelte dem zweiten. Zwischen dem dritten und dem vierten saßen Kinder. Zwei der kleinen Jungen spielten mit nagelneu

aussehenden Plastik-Lastwagen, indem sie sie vorsichtig vorwärts und rückwärts schoben. Hinter dem vierten Zelt brannte ein Feuer, das eine alte, dahinter hockende Frau schürte. An einem Gestell darüber hing ein Kochtopf mit rundem Boden. Die jungen Frauen schnitten Gras und dürre Sträucher für das Feuer. Dazu hockten sie im schmalen Mittelstreifen, der die beiden Straßen voneinander trennte, die hier ein Stück lang nebeneinander verliefen.



Zwei der Frauen blieben tagelang in der Stadt. Dort hatten sie sich am Stadtpark aus Tüchern ein an den Seiten offenes Zelt gebaut, dessen Rückwand der mannshohe Zaun des Parks bildete. Sie nahmen meist vier Kinder mit. Die Kinder wussten, wie dringend nötig die Familie jede Rupie brauchte. Sie hatten je nach Alter und Temperament verschiedene Techniken entwickelt, um die Wohlhabenderen und die Fremden um Geld zu bitten.

Der älteste, der nicht mehr darauf vertraute, dass jemand ihm Geld gab, weil er ein so süßes Kerlchen war, führte Daumen, Zeige- und Ringfinger zusammengelegt mehrere Male hintereinander zum Mund und guckte mit elendem Gesichtsausdruck von unten herauf die Passanten an. Wenn sie nicht reagierten, berührte er sie. Aber auch das brachte nur selten den von ihm ersehnten Erfolg.

Der Kleinste war noch nicht trocken und trug deshalb nur ein Hemdchen. So konnte er sich bequem hinhocken, wenn es nötig war, oder sein Bächlein fließen lassen. Er sah ohne Höschen drollig aus, und das nützte ihm besonders bei den Fremden. Eine dickliche, blonde Frau, die auf einer Bank am Park saß, gab ihm eine Münze, indem sie ihm die Handfläche mit dem Geldstück hinhielt. Er zögerte nicht, griff zu und sah es voller Freude an.



Eines der beiden Mädchen war besonders hübsch. Sie benahm sich scheu und zurückhaltend und hatte damit mehr Erfolg als die anderen. Sie trug ein rosa Kleidchen.

Um halb acht war es schon dunkel. Auch dann waren die Kinder noch unterwegs. Sie bekamen eher etwas, wenn die Frauen nicht gleich neben ihnen standen. Die Mutter trug das Jüngste im Arm und bettelte meist in Sichtweite der größeren Kinder. Aber in der Dunkelheit verlor sie sie manchmal aus den Augen.

Die Kleine im rosa Kleidchen näherte sich einem großen, breiten Fremden, der einen blonden Bürstenschnitt trug. Sie blieb aber ein paar Meter von ihm entfernt stehen. Sie beobachtete ihn von dort. Plötzlich tauchte direkt vor ihr in der Höhe ihres Gesichts eine Barbie-Puppe auf. Sie streckte ihre langen Gliedmaßen graziös nach allen Seiten und trug ebenfalls ein rosa Kleid. Die Kleine erschrak zuerst. Dann sah sie mit großem Interesse der Puppe zu, die in ihrer Augenhöhe die Straße entlang schwebte. Unwillkürlich folgte das Kind. Die Tür eines Autos, das neben den Taxen geparkt war, stand offen.

„Komm, ich zeige dir noch viel mehr schöne Puppen“, sagte eine einschmeichelnde Stimme in Konkani. Die Kleine zögerte. Sie sollte mit niemandem mitgehen, hatte ihr die Mutter immer wieder eingeschärft. Da tauchte aus dem Auto eine zweite Puppe auf. Es war Barbys Kavalier. Er ging ein Stück auf Barbie zu und umarmte sie. Dann bewegte sich

das Paar zum Auto hin und verschwand darin. Die Kleine ging neugierig näher heran. „Steig ein“, sagte dieselbe einschmeichelnde Stimme. „Du spielst hier ein bisschen, und dann darfst du die beiden mit zur Mutter nehmen.“ Die Kleine vergaß die Ermahnungen und kletterte ins Auto. Von außen wurde behutsam die Tür ins Schloss gedrückt. Der Motor war laut, das Auto klapperte, sodass der Schrei des Kindes draußen nicht zu hören war.

Die beiden Männer sprachen begütigend auf die Kleine ein, die nun immer heftiger nach ihrer Mutter verlangte. Sie versprachen ihr, sie würden nur eine kleine Rundfahrt machen und sie dann zu ihrer Mutter zurückbringen. „Sieh, die vielen Lichter! Sieh, wie schön die Kirche jetzt leuchtet“, sagte der Mann neben ihr. Die Kleine vergaß für ein paar Sekunden ihren Kummer und sah in die beleuchtete Nacht. Der Mann, der neben ihr saß, bot ihr eine Süßigkeit an, die sie scheu annahm und in den Mund steckte. Bald darauf wurde sie sehr müde.

In der Nähe des Marktes von Margao klaffte zwischen zweien der kleinen Häuser eine Lücke. Dieser Platz wurde von den Anwohnern als Müllhalde benutzt. Zwei Kühe suchten zwischen dem Plastikmüll nach Obst- und Gemüseabfällen und verschmähten auch gelegentlich ein Blatt Zeitungspapier nicht.

Das kleine Mädchen im rosa Kleid reckte sich. Es sah sich erstaunt um. Neben ihm stand eine braune Kuh. Das Kind hatte auf einem Lager aus alten Säcken geschlafen, das wohl jemand für es hergerichtet hatte. Die Kleine stand auf und ging ein paar Schritte auf der Straße an den Häusern entlang. Alles war fremd, kein einziges bekanntes Gesicht, kein vertrauter Platz! Mit Weinen hatten bei der Mutter auch die kleinen Geschwister nur so lange Erfolg, wie sie noch nicht sprechen konnten. Wenn *sie* es versuchte, dann sagte die Mutter zu ihr: „Sprich, und heule nicht!“ Deshalb weinte sie nur noch, wenn sie traurig war oder wenn ihr etwas weh tat. Jetzt war sie hungrig. Als sie weiter an den Häusern entlangging - dicht, denn die Fahrzeuge fuhren auch hier gefährlich nah an den Gebäuden hin - roch sie plötzlich frisches Brot. Bald fand sie die Bäckerei und kletterte die drei hohen Stufen zum Eingang hinauf. An der linken Seite stand der Tresen mit der Kasse. Dahinter saß ein Mann. Die Kleine sah ihn an. „Raus hier!“, sagte er. Der Durchgang ins Geschäft war sehr schmal. Schon diese kleine Person versperrte ihn. „Hunger“, sagte sie. „Brot?“ Widerwillig hielt er ihr einen Zwieback hin, den er gerade zur Hand hatte. „Nun geh!“, sagte er dann etwas sanfter.

Den Tag über blieb sie im Markt. Dort bekam sie zwei matschige Bananen und einen Apfel mit einer großen Druckstelle. Sie lief zwischen den Ständen umher in der Hoffnung, doch noch irgendwo ein bekanntes Gesicht zu

entdecken. Aber nicht nur die Gesichter waren unbekannt, sondern alles um sie herum war neu für sie. Als es zu dämmern begann, wurde ihr klar, dass sie auch die nächste Nacht nicht bei ihrer Mutter schlafen würde. Sie musste sich alleine einen geeigneten Platz suchen. Sie ging wieder wie am Morgen an den Häuserreihen entlang und sah von Weitem eine Grünanlage. Mit dem Park in Panjim hatte sie gute Erfahrungen gemacht. In diesem hier würde sie auf einer der Steinbänke schlafen können. Die Stelle, an der sie stand, war von ihrem Ziel durch eine sehr breite und wild befahrene Straße getrennt. Sie wusste, dass sie diese Straße ohne Hilfe nicht würde überqueren können. Sie sah sich um. In ihrer Nähe stand ein Mann mit zwei Kindern. Eins trug er auf dem Arm, das andere hielt er an der freien Hand. Die Kleine stellte sich dicht neben den Mann, als ob sie zu ihm gehörte. Als er sich durch den Verkehr schob, ging sie ganz nahe neben ihm mit. Vielleicht sah er sie gar nicht, da er auf dieser Seite das Kind trug. Sie entdeckte den Eingang des Parks an seiner Längsseite. Alle Bänke waren von Sitzenden oder Liegenden eingenommen. Am anderen Ende der langgezogenen Anlage, in der Nähe des Spielplatzes, fand sie dann doch noch eine leere Bank. Es wurde schnell dunkel. Sie hatte Angst, weil sie eine Nacht ohne ihre Mutter vor sich sah. Da sie den ganzen Tag herumgelaufen war, fielen ihr jedoch bald die Augen zu. In der Nacht wachte sie auf. Die Bank war nicht mehr warm vom Tag, und sie trug nur das

rosa Kleid. Bald schlief sie wieder ein und erwachte erst, als es schon hell wurde.

Der nächste Tag verlief wie der vorangegangene. Der Bäcker und die Marktfrauen kannten sie nun schon und gaben ihr etwas zu essen, ohne dass sie darum bitten musste. Die Kleine ging an diesem Tag früher in den Park und setzte sich auf den Rand einer Bank. Sie fühlte sich sehr elend und begann leise vor sich hin zu weinen. Sie bemerkte den Fremden erst, als er behutsam ihren Arm berührte. Er sprach mit beruhigender Stimme zu ihr in einer Sprache, die sie nicht verstand. Er goss aus einer Thermosflasche Milch in einen Becher und gab ihr zu trinken. Sie trank gierig die kühle Milch. Das einzige Wort, das sie verstehen konnte, war „Mami“, und das machte ihr wieder Mut. Nachdem sie eine Weile auf der Bank gesessen hatten, deutete der Fremde der Kleinen an, dass sie nun gehen sollten. Er würde sie zu ihrer Mutter führen, denn er war sehr freundlich. Am Eingang des Hotels übergab der Fremde die Kleine dann aber einer ihr unbekanntem jungen Frau im Sari. Sie sprach mit ihr Konkani. Die Kleine war froh, dass sie sie verstehen konnte. Die Frau sagte, sie würde in dieser Nacht erst einmal bei ihr schlafen und morgen würden sie die Mutter suchen.

Zuerst bekam das Kind zu essen, dann wurde es gewaschen. Das Wasser wurde aber nicht aus einem Topf über es gegossen, wie es das gewohnt war, sondern es kam in dünnen Strahlen von ganz oben. Geschrubbt wurde die

Kleine dann allerdings genau so heftig wie von ihrer Mutter. Diese Nacht schlief sie zum ersten Mal in einem Bett. Es war so schön und bequem, dass sie ihren Kummer fast vergaß. Vor dem Einschlafen fragte sie noch einmal nach ihrer Mutter. „Wir werden sie morgen suchen“, versprach ihr die junge Frau.

9 Arno bringt Rosa zu Manuela ins Hotel Mandovi

Manuela war inzwischen ins Hotel Mandovi umgezogen; ein altes Hotel mit gutem Ruf, nicht sehr schick, aber solide. Es lag, wie sein Name versprach, in der Nähe der Uferpromenade am Mandovi. Eigentlich war es zu teuer für sie. Sie wohnte im vierten Stockwerk, dem obersten. Ein kleiner, offener Fahrstuhl führte sie an den vergitterten Ausstiegen vorbei in die Höhe. Ihr Fenster sah auf eine Seitenstraße. Es bot trotzdem die volle Aussicht auf die Flussmündung. Das Zimmer war wie alle Hotelzimmer in der ganzen Welt eingerichtet: zwei Betten beherrschten den Raum, kleiner Tisch, Stühle und Holzschränke. Sie würden hier nicht lange bleiben, aber die Lage war so günstig!

Sie hatte Lampenfieber wie vor ihrem ersten Rendezvous. Sie hoffte so sehr, dass Rosa sie mögen würde! Sie hatte ein paar Spielsachen gekauft. Das war nicht leicht gewesen, denn das meiste, was es gab, fand sie kitschig. Schließlich hatte sie in einem Andenkenladen einen verstaubten Teddy gefunden. Ob der schon seit der portugiesischen Zeit dort saß? Sie klopfte ihn aus und trug ihn zur Kasse. Sie hatte dem Bären ein rote Schleife um den Hals gebunden, und nun saß er auf einem der Betten, um seine Besitzerin zu erwarten. Nur nicht zu viel auf einmal! Sie steckte das übrige Spielzeug in den Schrank. Nur einen großen bunten Ball ließ sie am Fuß des Bettes liegen.

Dann sah sie in den Spiegel. Sie war ganz zufrieden. Zwar könnte sie noch ein paar Pfund entbehren, aber so sah sie doch wieder ganz passabel aus. Sie band ihre Haare zu einem Pferdeschwanz zusammen, damit das Kind ihr Gesicht gut sehen könnte. Sie stellte Gläser, eine Wasserflasche und eine Flasche mit Mango-Sirup auf das Tischchen, dazu ein paar Kekse und Cashewnüsse auf einem Plastikteller. Manuela war auch mit ihren Vorbereitungen zufrieden.

Nur die Zeit schlich dahin! Immer noch eine halbe Stunde bis zum verabredeten Zeitpunkt! Manuela griff zerstreut zur heutigen Ausgabe des 'Herald'. Was gab es Neues in Goa? Die Zahl der Touristen ist im letzten Jahr um 5,7 Prozent gestiegen. Insgesamt waren es eine Million 190 Tausend und 598, davon 929 Tausend Inder und 262 Tausend Ausländer. Die meisten ausländischen Gäste kamen aus England. Das Land hatte 14 505 Fremdenzimmer zu vergeben, das machte pro Zimmer... Manuela griff nach ihrem Taschenrechner auf dem Nachttisch. Da klopfte es an der Tür.

Manuela legte die Zeitung schnell zusammen, schob sie unters Bett und lief zur Tür. Sie musste sich zuerst einmal zurückhalten, um das Kind nicht zu erschrecken oder in Verlegenheit zu bringen! Sie öffnete. Nur ein kurzes Nicken für Arno und ein langer Blick auf das Kind, möglichst ruhig!

„Kommt doch rein“, sagte sie dann. „Setzt euch!“ Sie machte dem Kind eine einladende Geste und zeigte auf das

Bett, auf dem der Bär saß. Die beiden Ankömmlinge setzten sich rechts und links vom Bären. Die Kleine musste klettern. Sie tat das sehr geschickt. Das war also ihr Kind. Und bezaubernd war es auch noch!

„Ihr Name ist unaussprechbar“, sagte Arno. „Sie braucht für ihr neues Leben einen neuen Namen.“

Manuela überlegte. „Ich möchte sie Rosa nennen - wegen ihres rosa Kleidchens, und weil sie einmal stark und mutig werden soll.“ Manuela erschrak. Was für ein Unsinn! Das Kind *sollte* überhaupt nicht werden, wie irgendjemand es von ihm erwartete! Es sollte frei dazu sein, seine eigene Persönlichkeit zu entfalten. Dabei wollte sie es unterstützen.

„Für die erste Zeit behältst du wohl besser die junge Inderin, die Rosas Sprache spricht. Rosa gewöhnt sich dann leichter ein, denke ich. Von einem Tag auf den andern nicht mehr verstanden werden und nicht mehr verstehen kann ja ein Schock fürs Leben sein. Ich kannte da einen . . .“

„Erzähl mir das lieber ein andermal“, sagte Manuela. „Ich möchte mich jetzt ganz auf Rosa konzentrieren.“ Sie stieß den Ball an, sodass er ein Stück durchs Zimmer rollte. Rosa glitt vom Bett und folgte dem Ball. Sie hob ihn auf und betrachtete ihn. „Ball“, sagte Manuela. Und immer wieder: „Ball“. Rosa reagierte nicht darauf. Sie ließ den Ball fallen und lachte, als er wieder in die Höhe sprang. Manuela seufzte auf, als wäre nun das Schwierigste überstanden. Der Ball war weitergekullert. Manuela erhob sich und stieß ihn

behutsam in Rosas Richtung. Rosa bückte sich, hob ihn auf und ließ ihn fallen. Manuela und Rosa hatten ihr erstes gemeinsames Spiel erfunden.

Während Manuela und Rosa sich miteinander beschäftigten, erinnerte sich Arno an die vergangenen Tage. Er hatte Gert angerufen und ihm mitgeteilt, dass die junge Frau aus Deutschland sich brennend für das Kind interessiere. Gert wollte das Weitere veranlassen. Es freute Arno sehr, dass die Organisation die Eltern des Mädchens im rosa Kleid, das jetzt Rosa hieß, gefunden hatte. Und dann war es ihr obendrein noch gelungen, sie davon zu überzeugen, dass es für alle am besten sei, wenn sie ihr Kind zur Adoption freigäben! Ihm war nicht entgangen, wie sehr Manuela sich seit der Begegnung mit der Kleinen verändert hatte. Das Leben war in sie zurückgekehrt! Wenn ihn nicht alles täuschte, würde sie eine gute Mutter.

Arno hatte Gert darum gebeten, dem Kind die Prozedur des Aussetzens zu ersparen, aber Gert antwortete, darauf habe er keinen Einfluss und sie müssten die Entscheidung darüber der Organisation überlassen, denn die wisse am besten, wie sie ihr gemeinsames Ziel am sichersten erreichen könnten. Arno hoffte, sie würden in seinem Sinne entscheiden. Aber das hatten sie leider nicht getan und deshalb musste er, wie früher mit Gert besprochen, die Rolle des ‚Retters‘ übernehmen. Als er das Kind wiedersah,

erschrak er darüber, wie schmutzig und verwahrlost es aussah.

Am nächsten Morgen hatte Arno die junge Frau im Sari und Rosa im Taxi vom Hotel abgeholt. Rosa war nun schon etwas an die Frau gewöhnt. Auf keinen Fall sollte das Kind gleich wieder eine Trennung erleiden müssen! Die Kleine sah mit ihrem ausgeruhten Gesichtchen und frisch gewaschen, wie sie war, wieder genauso aus wie an dem Abend, als Arno sie zuerst gesehen hatte. Sie trug ein sauberes rosa Kleidchen.

„Ich sehe euch in vier Tagen“, sagte Arno zu Manuela und stand auf.

„Ich hoffe, dass sich Rosa bis dahin an ihr neues Leben gewöhnt hat“, antwortete Manuela.

„Du hast dich verändert“, sagte Manuela, als Arno am Donnerstag in der Tür stand.

„Das macht der Vier-Tage-Bart. Er soll noch kräftig wachsen.“

Manuela fühlte, dass auch sie sich verändert hatte. Sie befand sich in Harmonie mit sich und der Welt und war nicht mehr hoffnungslos wie zu Beginn ihres Aufenthaltes. Sie hatte ihre Lebensfreude zurückgewonnen. Ob Arno das bemerkte?

Arno hatte Manuela dringend geraten, mit Rosa nur zum Mandovi-Ufer zu gehen. Die Eltern wollten auf keinen

Fall dem Kind wieder in den Weg laufen, sonst müsste der Handel rückgängig gemacht werden. Manuela nahm am Wort ‚Handel‘ Anstoß. Aber sie folgte dem Rat und blieb mit dem Kind am Mandovi. Sie fuhren nachmittags zu dritt in einer Rikscha auf der Uferstraße nach Miramar. Dort spielte Rosa wie andere Kinder in ihrem Alter mit Eimer und Schaufel im Sand am Mandovi-Ufer oder sie kletterte und schaukelte auf den neuen Geräten des großen schattigen Spielplatzes. Rosa hatte sich gut eingewöhnt. Manchmal fragte sie nach ihrer Mutter und beruhigte sich gleich wieder, wenn die junge Inderin ihr versicherte, zwar hätten sie sie noch nicht gefunden, aber sie suchten weiter nach ihr.

Rosa saß auf dem Fußboden und steckte bunte, kleine Stifte in einen dafür vorgesehenen Rahmen. Sie hatte in der Mitte angefangen und setzte ihre Arbeit nach allen Seiten hin fort. Sie war ganz bei der Sache, sodass Manuela sich Arno zuwendete.

Der räusperte sich. Er schien verlegen. Manuela verstand, dass nun von Geld gesprochen werden musste. „Du hast gesagt, ich brauche erst in Deutschland zu zahlen. Das ist sehr nett von dir“, sagte sie, „aber ich frage mich: wovon?“

„Die meisten Menschen müssen ihr Geld mit Arbeit verdienen. Ich dachte, du wärest Journalistin“, antwortete Arno.

„Kinderkauf in Goa' wäre ein guter Titel!“, schlug Manuela vor.

„Ja, Goa - vielleicht habe ich da was für dich. 'Lost in Goa', klingt doch gut, nicht? Und so vieldeutig! Ich könnte dir eine gute Geschichte besorgen. Allerdings sehr brenzlich - und ein bisschen verändern musst du das auch, wie das so üblich ist.“

„Du erzählst mir die Geschichte, und *ich* sehe, was ich daraus mache.“

„Davor musst du mir schwören, dass du mich nicht mit reinziehst! Journalisten sind da manchmal skrupellos.“

„Du kannst dich auf mich verlassen. Schließlich hast du mich - zur Mutter gemacht.“

Arno lachte. Dann wurde sein Gesicht besorgt. „Du musst hier ganz schnell weg mit der Kleinen“, sagte er. „Die Organisation Happy-Child-Happy-Parents hat Schwierigkeiten mit den Behörden. Im Interesse des Kindes, in deinem und auch im Interesse der Eltern! Die Eltern werden eingesperrt, wenn die Justiz erfährt, dass sie ein Kind verkauft haben. Lieber heute als morgen solltet ihr hier verschwinden. An einen der Strände im Norden, dort guckt kein Polizist genau hin. Es gibt da manches, was das Gesetz nicht erlaubt. Sie wollen oder können das nicht kontrollieren.“

„Lieber heute als morgen?“

„Am besten gestern“, sagte Arno lakonisch.

Manuela stand auf. Sie wollte gleich packen.

„Warte noch“, sagte Arno. „Ich möchte dir von meinen Aufregungen in den letzten Tagen erzählen. Aber vorher habe ich noch etwas für dich.“

„Ja?“ Manuela war neugierig.

„Du kannst in Calangute bei der Schwiegermutter eines Arztes, den ich gerade kennengelernt habe, wohnen. Sie erwartet dich, Dilip - so heißt der Arzt - hat dich angemeldet. Sie muss eine interessante und gebildete Frau sein. Dilip spricht mit großer Hochachtung von ihr.“

„Danke“, sagte Manuela. „In einem privaten Haus sind wir vermutlich sicherer. Und es wird mir gut tun, mal wieder mit einem vernünftigen Menschen, ich meine, mit einer vernünftigen Frau zu sprechen.“

Manuela sah zu Rosa, die sich immer noch mit ihrem Steckbild beschäftigte.

Auch Arno warf einen Blick auf das Kind. „Sei so lieb, und hör mir jetzt erst einmal zu. Ich brauche auch einen ‚vernünftigen Menschen‘, und das kann ruhig eine Frau sein.“

Arno erzählte ihr von seinen Erlebnissen in den letzten drei Tagen. Ramon lag immer noch im Koma. Das Urteil des Familienrates schwebte weiter über ihm. Arno hatte aus dem Tagebuch den Zusammenhang leicht erraten können. Warum hatten sie Ramon nicht getötet, obwohl sie Gelegenheit dazu gehabt hätten? Manuela konnte das

erklären: Bevor ein Femeurteil vollstreckt wurde, musste der Verurteilte zugeben, dass er die Tat begangen hatte.

„Aber warum haben sie ihn dann erst bewusstlos geschlagen?“

„Wer weiß, ob sie das getan haben. Vielleicht war es ja nicht beabsichtigt, oder er sollte gleich wieder zu sich kommen, was weiß ich, es gibt da viele Möglichkeiten.“ Sie hatte mehr Phantasie als er.

Sie schwiegen eine Zeit lang.

Dann begann Arno von seinem Gespräch mit Bernardo zu erzählen. Arnos Reise in den Norden war überflüssig geworden. Er brauchte dort niemanden mehr zu suchen, denn seine Großmutter und seine Mutter hatten ihn sein Leben lang belogen. Er hatte mit ihnen gebrochen und wollte niemals mehr nach Deutschland zurück.

„Bernardo fragte mich: ‚Willst du wirklich in Indien bleiben?‘ und ich sagte: ‚Ja, für immer‘. ‚Und keine Reise nach Radschastan?‘, fragte er weiter. Ich schüttelte den Kopf.“

Manuela hörte Arnos Erzählung nur mit halber Aufmerksamkeit zu, die andere Hälfte galt dem Kind, das inzwischen seine Steckarbeit beendet hatte und jetzt den Bären schlafen legte. Ab und zu nickte sie. Er warf ihr einen prüfenden Blick zu. Dann seufzte er tief und sprach weiter:

„Ich fühlte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen. Unter Bernardos mitfühlenden Blicken verlor ich schließlich

völlig die Fassung. ‚Der Mann, mein leiblicher Vater, hat niemals nach mir gefragt. Ich war vollständig wertlos für ihn.‘ ‚Ich denke, der Mann wusste gar nichts von deiner Existenz‘, sagte Bernardo. Das stimmte, meine Mutter hatte ihn nach ihrem Liebeserlebnis nie wiedergesehen. Bernardos Augen füllten sich mit Tränen, als er sagte: ‚Auch ich habe einen Sohn, den ich nie sehen durfte.‘ Wir waren schrecklich sentimental!“, sagte Arno und sah Manuela fragend an.

„Kein Wunder“, antwortete sie etwas zerstreut.

„Das Merkwürdige ist, dass ich jetzt jede Nacht durchschlafe, kannst du dir das erklären?“

„Nimm’s mir nicht übel“, sagte Manuela, „aber ich denke, dir fallen selbst genügend Erklärungsmöglichkeiten ein, meinst du nicht?“

Warum musste sie ihn nur immer wie eine große Schwester behandeln!? Arno stand auf. Von seiner Höhe herab sagte er:

„Am besten, du packst jetzt gleich!“

10 *Angela lernt den Autor Vasco Pinho und den Reporter Rajashree Iyer kennen*



Angela hatte noch Zeit, sich die Ansichtskarten in dem großen Holzkasten im Geschäft an der Ecke des Stadtparks anzusehen. Endlich fand sie die richtige Weihnachtskarte: Maria mit dem Kind vom mittleren Glasfenster der modernen Kapelle im Pilar-Seminar. Sie hätte aus einem Comic-Heft stammen können. Das war eben der moderne indische Geschmack! Für die Menschen zu Hause in Deutschland galt: je indischer desto besser.

„Goa ist nicht Indien“, hatte sie schon vor ihrer Reise in Büchern und Artikeln gelesen. Als sie diesen Satz hier in Indien aussprach, hatte ein junger, gebildeter Goaner heftig widersprochen: „Goa ist ein *Teil* von Indien!“ Offensichtlich gab es da verschiedene Auffassungen.

Eine davon hatte sie genauer kennengelernt. Gleich nach ihrer Ankunft war sie in eine ‚Bücherausstellung‘ geraten, die im Braganza-Haus stattfand, einem kulturellen Zentrum in der Nähe des Mandovi-Ufers. Dort gab es einen Tisch, auf dem ausschließlich Bücher goanischer Autoren lagen. Auf ihre Frage, wer von den Autoren denn wohl in Panjim lebe, gab man ihr einen broschierten Band mit dem Titel ‘Nostalgia’ in die Hand. Wo sie den Autor finden könne? Der Buchhändler schrieb ihr den Namen eines Geschäftes auf: ‘Velho & Filhos’. Am Stadtpark.

Sie hatte etwa vier Wochen gebraucht, um das Buch zu lesen. Jetzt wollte sie den Autor kennenlernen. Den Namen

Vasco Pinho fand sie im Telefonbuch. Sie verabredeten telefonisch ein Treffen.

Angela versicherte allen, denen sie davon erzählte, dass sie das Buch ‚mit großem Interesse‘ gelesen habe. Der Titel war dem Buch auf den Leib geschrieben! Seit der Jugendzeit des Autors Ende der fünfziger Jahre war alles schlechter geworden. Das, was der junge, gebildete Goaner ‚Befreiung‘ nannte, war für den Autor die Eroberung Goas durch die indische Armee. „Wir waren nicht portugiesisch, wir waren goanisch“, sagte er später im Gespräch. Im Buch wurde er nicht ganz so deutlich. In einem der letzten Kapitel schlug er allerdings vor, die goanische Identität dadurch wiederherzustellen, dass man an die Stelle des Englischen das Portugiesische setzte. Das war seine ‚Vision‘. Er beklagte, dass man die ‚Sprache der Eroberer Goas‘ durch die ‚Sprache der Eroberer des restlichen Indiens‘ ersetzt habe. Er hätte seine ‚Nostalgia‘ viel lieber portugiesisch geschrieben - aber wer könnte sie dann noch lesen? Nur gut, dass er in Englisch geschrieben hatte, Angela hätte sie sonst versäumt!

Das Buch erzählte zwar von den Erinnerungen des Autors, aber seine Person blieb doch blass, deshalb war sie neugierig auf ihn. Sie sah auf die Uhr: Noch war es zu früh, aber sie konnte ja schon einmal in das Geschäft gehen, das er als Treffpunkt genannt hatte. Wahrscheinlich wollte er ihr nicht zumuten, seine Wohnung zu suchen in dieser Stadt

ohne Hausnummern, in der die Straßen nur auf dem Stadtplan Namen hatten.

Sie durchquerte den tiefgekühlten vorderen Teil des großen Geschäftes, in dem auf ansprechende Weise Kleidung zum Kauf angeboten wurde. Sie sollte ihn ganz am Ende des Ladens treffen, in der Bücher- und Spielzeugabteilung. Dort kam auch gleich ein zart gebauter, kahlköpfiger Mann auf sie zu. Die Augen hinter den Brillengläsern blickten lebhaft und klug. Sie erkannte das Gesicht vom Foto in seinem Buch. Er machte sie mit seiner Frau bekannt, einer noch zarteren und geishahaft wirkenden Dame.

Sie nahmen auf unbequemen Barhockern Platz, und Vasco Pinho erzählte: Er sei auf der Höhe seiner Professorenkarriere ausgestiegen, um noch etwas Neues anzufangen, betreibe nun mit seiner Frau und seinem Sohn, der im zweiten College-Jahr sei, diesen Bücher- und Spielzeuginnenladen und schreibe regelmäßig Kolumnen für Zeitungen. Das Gespräch, dem die Frau lächelnd folgte, wurde immer wieder durch Kunden unterbrochen.

Angela hielt sich nur mit Mühe auf ihrem Barhocker. Die Frau bemerkte es und Louis holte ihr einen Stuhl. Ab und zu warf Angela eine Bemerkung ein, indem sie aus seinem Buch zitierte. Er lächelte und versicherte noch einmal, dass alles, was er geschrieben habe, ‚wirklich wahr‘ sei - schlimmstenfalls könnte ihm ein Irrtum unterlaufen sein.

‚Wirklich wahr‘. Vielleicht sollte er besser ‚wahrhaftig‘ sagen! Erinnerungen konnten ja nicht wahr oder unwahr sein. Sie gehörten zur Gegenwart der Person, die sich erinnerte, und nur die Anlässe für die Erinnerungen hatte der, der sich erinnerte, in seiner Vergangenheit erlebt - auf seine eigene subjektive Weise. Vasco Pinho erschien ihr plötzlich sehr naiv. Aber trotz seiner Rückwärtsgewandtheit stand er doch mit beiden Beinen in der Gegenwart, genau so, wie er hier in seinem Laden stand.

Angela konnte ihren Gedanken nachhängen, denn Vasco Pinho und seine Frau sprachen lebhaft mit einem jungen portugiesischen Ehepaar, das gerade den Laden betreten hatte. Der Mann hielt Vasco Pinho ein Exemplar der ‚Nostalgia‘ hin und bat um eine Widmung. Vasco Pinho folgte der Aufforderung offensichtlich sehr gerne. Angela war in den Hintergrund geraten. Gleich war es acht Uhr, der Laden würde nun schließen. Angela verabschiedete sich.

Als sie auf die Straße trat, sah sie im beleuchteten Park einen Menschauflauf und hörte eine Frauenstimme laut und schrill schreien. Die Frau musste völlig die Fassung verloren haben. Angela redete sich ein, vielleicht könnte sie ja helfen, denn sie wollte vor sich selbst ihre Neugier bemänteln. Sie drängte sich etwas vor, denn sie war kleiner als die meisten Männer, die dort standen. In der Mitte des Kreises, der sich gebildet hatte, saß eine bunt gekleidete Frau auf dem Boden und schrie. Sie rautte sich die Haare und

schlug sich auf die Brüste. Eine andere versuchte sie zu beruhigen. Ein Stück von den Frauen entfernt hockten drei verstörte Kinder.

„Was hat sie denn?“, fragte Angela einen neben ihr stehenden Mann. Der zuckte die Achseln.

Ein anderer antwortete: „Sie sucht ihr Kind und kann es nicht finden. Sie glaubt, es ist tot.“

Angela sah die Frau teilnahmsvoll an. „Schrecklich!“, murmelte sie. Da beleuchtete ein Blitz die Szene, dann noch einer. Sie sah eine über die Köpfe erhobene Kamera in ihrer Nähe. Sie drängte sich zu dem Fotografen durch.

„Wissen Sie Genaueres?“, fragte sie ihn. Er musterte sie. „Ich bin eine Kollegin aus Deutschland“, log sie.

„Gut, kommen Sie mit. Je mehr Öffentlichkeit, umso besser.“

Der Park war überall gut beleuchtet. Bevor sie sich auf eine der noch warmen Steinbänke setzten, verbeugte sich der Fotograf und sagte: „Ich bin Rajashree Iyer vom ‘Herald’. Ich bin Reporter, und manchmal fotografiere ich auch.“ Er bot Angela ein Bonbon an und nahm selbst eins. Dann sagte er: „Dies ist der dritte Fall in zwei Monaten. Kinder verschwinden spurlos. Die Polizei sucht zuerst nach den Kindern, dann nach ihren Leichen: nichts. Aber *wir* haben eine heiße Spur.“ Er sah sich um. „Ein Verbrechen“, sagte er leise. „Die Kinder werden entführt und - verkauft.“

„Wer kauft denn hier Kinder? Alle haben doch selbst genug“, sagte Angela naiver, als es ihre Rolle als Journalistin erlaubte. Der Reporter des ‘Herald’ sah sie misstrauisch an. „Sie sind wirklich Journalistin?“ „Ja, ja“, sagte Angela, „aber mehr im Nebenberuf.“

„Ehe wir etwas beweisen können, müssen Sie noch Stillschweigen bewahren. Aber vielleicht können Sie uns helfen. Die Kinder werden an Europäer verkauft. In Europa scheint es gerade schick zu sein, exotische Kinder aufzuziehen.“

„Stimmt“, sagte Angela. Sie kannte selbst ein paar gute Menschen, die fremdländisch aussehende Kinder hatten. „Es gibt da doch Organisationen, zum Beispiel ‘Terre des hommes’ . . .“

„Schon“, unterbrach sie der Reporter. „Aber einigen Leuten ist das zu langwierig und zu bürokratisch, und dann meinen sie, illegal eine ‚gute Tat‘ zu tun sei besser als überhaupt nicht.“

„Gar nicht so falsch, oder?“, fragte Angela.

„Ich bitte Sie! Haben Sie eben die Frau gesehen?“

„Sie haben recht“, gab Angela zu. „Vielleicht sind Kinder in jedem Fall bei ihren Müttern am besten aufgehoben.“

„Darum geht es ja nicht! Es geht um Kindesraub! Das ist nun mal ein Delikt - in *jedem* Land, soviel ich weiß“, fügte er sarkastisch hinzu.

Angela schwieg betroffen. Ihr fiel nun auch auf, dass sie da eben eine recht laxe Rechtsauffassung geäußert hatte.

„Wie sollte ich Ihnen helfen können?“, fragte sie.

„Als Europäerin haben Sie leichteren Zugang zu anderen Europäern. Außerdem sind Sie eine - sagen wir - nicht mehr ganz junge Frau, das weckt Vertrauen.“ Er sah sie prüfend an. „Es scheint eine größere Sache zu sein, und da scheut der ‘Herald’ keine Kosten. Wir lassen alle längere Zeit in Panjim lebenden Europäer beschatten. Würden Sie vielleicht dem einen oder anderen auf den Zahn fühlen, wenn sich unser Verdacht verstärkt hat?“

„Warum nicht?“ Angela freute sich auf eine Abwechslung. Schwimmen und durch Panjim bummeln waren wunderschöne Beschäftigungen, aber die Tage waren lang! Außerdem könnte sie sich für eine gute Sache einsetzen, ohne sich dabei zu sehr anstrengen zu müssen.

„Morgen weiß ich wahrscheinlich schon mehr“, sagte der Reporter. „Wenn Sie Zeit haben, könnten wir uns nachmittags um fünf vor ‘Velho & Filhos’ treffen.“

„Nicht schon wieder“, sagte Angela. „Warum nicht hier auf der Bank? Man wird mir doch noch einen kleinen Flirt mit einem Eingeborenen zutrauen, oder meinen Sie nicht?“

„Aber gewiss doch!“ Der Reporter lächelte. „Also bis morgen.“

„Ich werde zu Hause viel zu erzählen haben“, sagte Angela, als sie allein war. Sie sprach gerne laut mit sich

selbst. Sie hielt es für töricht, laute Selbstgespräche nur den sogenannten Verrückten zuzugestehen. „Kinder sprechen auch laut mit sich selbst“, sagte sie. „Sie können dann ihre Gedanken besser ordnen.“

Der nächste Tag brachte eine Enttäuschung.

„Alles abgeblasen“, sagte der Reporter niedergeschlagen. „Vom Chef persönlich. Er sagt, man müsse die Sache wenigstens eine Woche ruhen lassen und nennt einen fadenscheinigen Grund. Da muss wohl jemand erst mal seine Haut retten. Sobald es weitergeht, melde ich mich bei Ihnen. In welchem Hotel wohnen Sie?“ „In gar keinem. Ich habe eine Wohnung gemietet. Auf dem Land.“ Sie schrieb ihm die Adresse auf und fügte eine Skizze hinzu. „Ich bin zwischen elf und drei immer dort zu erreichen. Noch habe ich kein Telefon, aber ich bin dabei, mir eins anzuschaffen.“



Der Reporter lehnte sich auf der Bank zurück. Angela staunte. Ein Reporter, der es nicht eilig hatte?

„Wie gefällt Ihnen Goa?“, fragte er.

„Es ist alles extrem: extrem schön und extrem schrecklich. Bei uns ist alles mittel - oder sollte ich sagen: mittelmäßig? Aber für Sie habe ich noch eine andere Antwort. Ich traue Ihnen zu, dass Sie sich nicht für Ihr Land beleidigt fühlen. Also: Indien ist ein Paradies - jedenfalls für diejenigen unter den Tauben, die ihren Geruchssinn verloren haben.“

Der Reporter lachte. „Bleiben noch die anderen drei Sinne! Wie steht es damit?“ Er berührte sanft ihren Arm.

„Viel besser“, sagte Angela.

Sie beschloss, noch einen Spaziergang zum portugiesischen Brunnen zu machen. Das Bauwerk gefiel ihr und – stellte sie fest – es wurde durchaus noch praktisch genutzt.



11 Angela besucht den Autor und die Kala-Akademie

Angela bummelte gerne durch Panjim. Bisher hatte sie vergeblich auf Rajashrees Nachricht gewartet. Aber die Woche war auch erst morgen herum. Heute brauchte sie ein neues Buch. Die Autobiographie von Kamala Das hatte sie ausgelesen. Das würde auch andere deutsche Leserinnen interessieren! Von Vasco Pinho könnte sie sich über eine neue Lektüre beraten lassen und ihm ein Buch abkaufen.

Er war gerade in den Laden gekommen und außer ihr gab es keine Kunden. Er schlug ihr ein Buch vor und sagte dann: „Sie sind übrigens nicht die einzige Deutsche, die auf die ‘Nostalgia’ gestoßen ist. Vor Kurzem kam ein Mann herein - ich dachte, er wäre Inder, aber er sagte, er sei Deutscher. Er bat mich, ihm ein paar Schriftstücke zu übersetzen, er habe mein Buch gelesen.“

„Können Sie denn auch Deutsch?“, fragte Angela.

„Nein, nein“, antwortete Vasco Pinho. „Ich sollte ihm portugiesische Texte ins Englische übersetzen, alles Handschrift. Briefe und ein Tagebuch. Gott weiß, wie er an diese Texte gekommen ist. Er hat sich dann sehr über das Tagebuch aufgeregt. Der Schreiber befürchtete, dass man ihn töten würde. Ich versuchte den Deutschen zu beruhigen. Es gibt ja auch milde Formen von Verfolgungswahn, die nicht gleich in die Psychiatrie führen. Aber er reagierte nicht darauf und wurde immer nervöser.“

„Sie dachten, er wäre Inder?“ , fragte Angela.

„Ja, er sah indisch aus, von der hellerhäutigen Art.“ Er hob seinen rechten Unterarm, den der aufgekrempelte Ärmel freiließe. „Noch etwas heller als ich.“

„Das klingt ja alles recht mysteriös“, sagte Angela hoffnungsvoll. „Wissen Sie vielleicht, wo ich ihn treffen könnte?“

„Er sagte, er wohne bei dem Architekten de Souza im Altinho.“

„Den kenne ich auch“, seufzte Angela. Ihn selbst hatte sie zwar in guter Erinnerung, aber die Nacht im leeren Palast war ein Albtraum!

Angela wurde es manchmal in ihrem Dorf oder in der Stadt „zu indisch“. Darunter verstand sie vor allem Lärm und Gestank. Die Fahrzeuge verbreiteten beides in einem Maß, das in Deutschland längst verboten war. Dazu bellten und heulten die Hunde ohrenbetäubend, die sich immer wieder in Kämpfe miteinander verwickelten. Die Rinder waren stumm oder gaben nur leise Töne von sich, die klangen, als kämen sie von gedämpften Nebelhörnern. Sie wollte sich an ihnen ein Beispiel nehmen, wie sie gelassen durch den Verkehr oder an seinem Rand entlang schritten. Sie dagegen wurde regelmäßig wütend, wenn sie einige Minuten vergeblich versuchte, die Hauptverkehrsstraße in Panjim zu überqueren.

In Ihrem Dorf wurde die kühlere Morgen- und besonders die Abendluft durch kleine Feuer verpestet, die die Bewohner vor ihren Häusern anzündeten, um ihren Müll zu verbrennen. ‚Biomüll‘ gab es hier nicht: Die wild lebenden Hunde, die kleinen schwarzen Schweine, die Krähen und die Rinder fraßen alles, was herumlag. Alte Zeitungen sammelte man und verkaufte sie als Verpackungsmaterial an Geschäfte. Übrig blieb vor allem der Plastikmüll. Auch Glas lag kaum einmal herum und wenn, dann waren die Flaschen und Gläser zerbrochen. Straßenreinigung und Müllabfuhr gab es nicht.

Angela brachte ihre Küchenabfälle zu einer jungen Frau, die sie deswegen vor ihrem Haus angesprochen hatte. Beide kamen morgens um sieben vom Milchholen; sie trugen die Halbliter-Plastik-Schläuche in Plastiktüten, die überall reichlich verteilt wurden, wenn die Händler es nicht vorzogen, ihre Ware in Zeitungspapier einzupacken und sorgfältig mit dünner weißer Schnur zu umwickeln. Die Frau hatte ihr das Häuschen gezeigt, in dem sie mit Mann und drei Kindern wohnte, und ihr einen Deckeleimer gegeben, den Angela regelmäßig gefüllt zum grünen Häuschen trug. Oft leerte sie ihn selbst in die aus einem Autoreifen hergestellte Schüssel vor dem Haus und ahmte die Laute der Frau nach, mit denen sie das Schwein anlockte. Die Milchtüten und den wenigen anderen Abfall sammelte Angela in einer Plastiktüte, stampfte ihn darin fest

zusammen und warf ihn in den Mülleimer des Umkleideraums im Strandhotel an der Bambolim-Bucht, wohin sie sich täglich zum Schwimmen fahren ließ.

Dort sei vor Kurzem ein Toter am Strand gefunden worden, hatte ihr die Wache erzählt, die sie morgens immer begrüßte. Man munkelte, es sei ein Deutscher gewesen. Die Fischer wiederum hatten der Wache erzählt, dass sie einen ertrunkenen Inder gefunden hätten. Das wäre nicht ungewöhnlich, denn viele indische Touristen aus dem Norden wagten sich, ohne schwimmen zu können, in die Brandung und ertranken. In ihrer Badebucht waren die Wellen allerdings nur zentimeterhoch, wenn sie sich am Strand brachen.

Angela nahm den Bus nach Panjim. Auf der einstmals prachtvollen Uferpromenade konnte sie ihr heutiges Ziel, die Kala-Akademie, leicht zu Fuß erreichen. In der Nähe des Marktes, wo sie ausstieg, führte die Promenade direkt am Mandovi entlang. Dort stank es nach Urin und verdorbenem Fisch. Ein räudiges, bis aufs Skelett abgemagertes Schaf, das aussah, als könnte es jeden Augenblick tot umfallen, versperrte den Gehweg.



Nach ein paar hundert Metern bog die Promenade vom Ufer ab. Dort roch es nach den hohen Bäumen, die sie beschatteten, und nach blühenden Büschen. Zwischen dem Mandovi und der Promenade lagen der ausgedehnte Spielplatz, der früher ein Park gewesen war, und eine Baumschule.

Nach ein paar weiteren Schritten erreichte sie das breite Gittertor der Kala-Akademie. Dort sollte um sechs Uhr ein Weihnachtslieder-Singen-Wettbewerb stattfinden. Für ein deutsches Gemüt war es eine seltsame Vorstellung, dass Chöre um die Wette Weihnachtslieder singen sollten!

Angela liebte die Kala-Akademie. Sie verkörperte ihren Traum von Indien: Schönheit, Kultur, lächelnde Menschen - in der Abwesenheit von Schmutz, Gestank und Elend.

Dies war die erste Veranstaltung, seit sie in Panjim war, der sie würde folgen können. Davor hatte wochenlang ein Wettbewerb zwischen Theaterstücken in Marathi, der Hochsprache, stattgefunden. Sie hatte also nur einen Blick in das Open-Air-Auditorium geworfen und dabei festgestellt, dass die Stühle, die auf amphitheatralisch angeordneten Stufen standen, sehr unbequem sein mussten. Sie hatte deshalb für die Weihnachtsliederveranstaltung ein Kissen mitgebracht, das sie nun unterm Arm trug. Es war noch viel Zeit und sie setzte sich auf ihr Kissen, das sie auf die oberste Stufe des Hofes gelegt hatte, sodass sie sich an die niedrige Außenmauer lehnen konnte. Schräg vor ihr saß eine Reihe

weiß gekleideter Jungen verschiedenen Alters. Die große Gruppe gab keine Geräusche von sich. Sie gestikulierten miteinander. Später kam noch eine Gruppe verschiedenaltiger Mädchen hinzu, alle in blauen Kleidern und mit weißen Schleifen im Haar. Von der großen schweigenden Gruppe ging eine seltsame Bezauberung aus. Wie wunderbar war doch die Gesellschaft von Menschen - wenn sie schwiegen!

Bald war es so weit. Die Gruppe stand auf und stellte sich mit Hilfe einiger in bunte Saris gekleideter Frauen, die die Kinder und jungen Leute an die richtige Stelle schoben, zu zweit in einer langen Reihe auf. Als alle standen, wurde das Signal zum Abmarsch gegeben. Angela sah ihrer Zaubergruppe hinterher. Wie nimmt man wohl Chorsingen wahr, wenn man nichts hören kann? Wie Fernsehen ohne Ton wahrscheinlich. Sie drehte sich auf die Seite und stieß sich mit beiden Händen ab, um leichter aufstehen zu können. Mit geübtem Griff nahm sie ihr Kissen dabei gleich mit in die Höhe, sodass sie sich nicht noch einmal bücken musste.

Zwei große Bäume waren beim Bauen in den Hof mit einbezogen worden. Dort standen Kunstwerke auf gekachelten Podesten, in die Sitzgelegenheiten integriert waren. Einige Wände des großen Gebäudes waren so bemalt, dass auf den ersten Blick schwer zu unterscheiden war, wo die reale Architektur aufhörte und die gemalte

anfang. Auch das trug dazu bei, dass Angela, jedes Mal wenn sie die Kala-Akademie besuchte, ihre Alltagsrealität hinter sich ließ und in eine Traumwelt eintrat.

Unter der Nordseite des Gebäudes konnte man ins Freie sehen. Dort floss der Mandovi. Die Mündung hatte hier schon beinahe ihre breiteste Stelle erreicht. Noch unter dem Dach standen Tische und Stühle, über denen Ventilatoren angebracht waren. Sie gehörten zu einer großen Cafeteria mit langem Tresen, auf dem Speisen und Getränke standen. Eine Grünfläche, die hier wie an anderen gepflegten Orten den Rasen ersetzte, wurde von den Fliesen des Hofes durch dicht beieinander stehende Töpfe mit vielfarbigen Bougainvilleen abgegrenzt.

An manchen Stellen ließen die Blumentöpfe einen Durchgang frei. Angela ging einmal, ermutigt durch das Beispiel zweier dort spazierender Herren, auf den dicht wachsenden Pflanzen zu einer übermenschlich großen Steinfigur, die mit dem Rücken zum Mandovi stand. Sie hielt sie zunächst für eine in sich gekehrte Maria, der vielleicht gerade die Geburt ihres Sohnes verkündigt worden war. Aber die Unterschrift besagte, dass es sich um den ‚Geist von Indien‘ handele, der offensichtlich weiblich war. Geformt und gestiftet oder auch beides war der weibliche Geist Indiens von einer deutschen ‚Baronesse‘. Die Figur hatte ein langes, edles Gesicht mit einer sehr ausgeprägten, gebogenen Nase, wie sie Angela in Indien noch nie gesehen

hatte. Vielleicht hatte die Baroness eine Anleihe in ihrer Ahnengalerie gemacht.

Angelas Geist von Indien war ebenfalls weiblich. Es war eine alte aufrechte Frau im Sari, die mit unendlicher Geduld und Gelassenheit die Grünfläche sprengte. Sie hatte den Schlauch so um ihren Körper geschlungen, dass er ihr folgte, ohne dass sie an ihm zerran musste. Sie sah aus, als hätte sie Geschichten voller Weisheit zu erzählen. Angela hätte sie gerne danach gefragt, aber sie wagte nicht, die meditative Sammlung der Frau zu stören.

Angela erstieg die Seitentreppe zum großen Auditorium. Es war schon viertel nach sechs, aber es sah nicht so aus, als sollte die Vorstellung beginnen. Das Licht genügte noch, um eine Karte zu schreiben. Vielleicht war es die fünfzigste. Das Foto zeigte ein Wasserbüffelgespann von vorne. Über ihm saß ein Bauer im weißen T-Shirt, der eine dünne Gerte über die Büffel schwang. Rechts am Rand lagen ein paar rote Steine wie die, aus denen immer noch die Häuser gebaut wurden. Man haute sie aus einem Steinbruch heraus und zerschlug sie beim Bauen mit einer Spitzhacke zur passenden Größe. Die Steine lagen vor einem typischen dörflichen Haus. Das Dach beschattete die vorgebaute Veranda. Es wurde von Säulen getragen. Die Veranda war vergittert. Angela hatte selten eine so leere Straße gesehen. Nur links vom Fuhrwerk war der Rücken eines Radfahrers zu erkennen, ebenfalls im weißen Hemd. Der Fotograf musste

lange auf den Augenblick gewartet haben, wo kein Motorrad oder -roller oder Lastwagen oder Bus den Ochsenkarren überholen wollte oder ihn von vorne an den äußersten Rand der Straße zwang. Angela wollte ihren Text der Harmonie des Fotos anpassen. „Ich wohne in einem dörflichen Vorort von Panjim.“ Jeder Weg durchs Dorf, auf dem sie die Hauptstraße nicht vermeiden konnte, war ein Horrortrip. „Ein Paradies mit kleinen Fehlern“. Die räudigen Hunde, der Dreck überall, das ständige Angehuptwerden, die plattgefahrene Ratte . . . Angela zog es vor, mit ihrem Kartentext in die unmittelbare Gegenwart zurückzukehren. „Ich sitze hier . . .“

Da wurde die Bühne beleuchtet und das Licht im Auditorium verminderte sich.

12 Bernardo gibt ein Fest

Bernardo de Souza wollte endlich wieder einmal ein Fest geben. Es sollte kein Gelage werden, deshalb lud er einige intellektuelle Herren und Damen ein. Da waren einmal Melba Mergulhao-Carvalho und Mario Casbral e Sa, beide Essayisten des 'Herald', dann Vasco Pinho, der Verfasser der 'Nostalgia', und Lambert Mascarenhas. Bernardo wusste sich mit Melba, Vasco Pinho und Mario in den Grundüberzeugungen einig. Lambert schrieb für die 'Navhind Times', deren Ansichten im Gegensatz zu denen des 'Herald' standen. Bernardo versprach sich von der Einladung Lamberts eine Belebung des Gesprächs. Die Damen waren Amita Talaulikar, Elisa Almeida und Angela, die Deutsche, an der er wohl noch etwas gutzumachen hatte. Arno würde einige interessante Menschen kennenlernen!

Die kleinen Frauen hatten ein kaltes Büfett hergerichtet, an dem sich alle, wie international üblich, reichlich bedienten. Solange die Münder noch anderweitig beschäftigt waren, wurde wenig gesprochen. Bernardo behielt das Ganze im Blick, winkte mit den Augen eine der kleinen Frauen mit einem Glas zu einem Gast oder wies eine andere an, das Obst herumzutragen.

Endlich hatten alle genug gegessen und einer nach dem anderen nahm auf einem der beiden harten Sofas Platz. Bernardo thronte auch an diesem Abend auf seinem erhöhten Sessel.

Jeder unterhielt sich zunächst mit seinem Nachbarn, aber dann war es plötzlich still, und man hörte Melba sagen: „Die tapferen Portugiesen zogen ab, und die plündernde indische Armee übernahm die Herrschaft.' Das war die vorherrschende Meinung des Durchschnitts-Goaners, gleich, ob er Hindu, Katholik oder Muslim war. So dachten sie am 19. Dezember 1961 fast alle. Die Jugendlichen der sechziger Jahre sind heute die letzten Zeugen der portugiesischen Verwaltung und des portugiesischen Lebensstils. Ich höre meine Eltern und ihre Altersgenossen oft sehnsüchtig sagen: ‚Das hätte nie passieren können, wenn die Portugiesen noch hier wären!' oder auch ‚Was haben sie' - und damit meinen sie *nicht* die Portugiesen! – ‚was haben sie nur unserem Land angetan!'“

Melba schien erst jetzt zu bemerken, dass ihm alle zuhörten. Er sah sich in der Runde um und fuhr fort: „Besonders das Vorgehen Indiens beim Kampf um Goa schockierte die Goaner. Nehru wollte Goa die Wahl lassen: Rückkehr zum Mutterland, eine eigene Nation werden oder eine portugiesische Kolonie bleiben. Aber über Nacht wurden die Goaner von der indischen Armee überrannt.“

„Nehru war damals der Chef der Armee“, warf Mario ein.

„Das stimmt. Deshalb war er auch für die Aktion verantwortlich. Er und Krishna Menon verletzten die Gefühle der Goaner tief durch ihre militärische Aktion. Zwar war nicht geplant, dass die indische Armee die Herrschaft übernehmen würde, aber es geschah eben plötzlich und die Goaner waren dadurch tief verstört. Ihre Sympathie war ganz auf Seiten der Portugiesen, die friedlich abzogen, obwohl sie die Möglichkeit gehabt hätten, vorher Goa zu zerstören.“

„Und die Brücken?“, fragte Lambert.

„Der portugiesischen Regierung war die Zerstörung der Brücken nicht genug. Wie Sie wissen, stellte sie einige hohe Militärs vor Gericht und verurteilte sie.“

Melba wandte sich an Vasco Pinho: „Du beschreibst es ja auch in deinem Buch: Der letzte portugiesische Gouverneur von Goa, Vassalo e Silva, war bei den Goanern so beliebt, dass sie ihn umarmten und küssten, als er vor ein paar Jahren Goa besuchte.“

Vasco Pinho nickte: „Er war einer der besten und hat es nicht verdient, dass ausgerechnet während seiner Zeit der Umbruch kam.“

„Stimmt“, sagte Melba: „Die Goaner vor 1960 waren mit den Portugiesen auch darum so zufrieden, weil ihre Konsumwünsche erfüllt wurden. Die Nahrungsmittel kamen

aus dem Westen und befriedigten die höchsten Ansprüche. Z. B. kamen Orangen und Rindfleisch aus Südafrika, Kartoffeln aus Holland, Äpfel aus . . .“

Lambert unterbrach ihn: „Finden Sie das wirklich so wichtig? Es ist doch sehr unökologisch, Nahrungsmittel so weit zu transportieren, statt einheimische Produkte anzubieten!“

„Wissen Sie“, sagte Melba, „die Goaner sind aufgeklärte Konsumenten und sie finden, dass die Wirtschaft vor 1961 sehr viel günstiger für ein gutes Leben war, als sie es heute ist, wo die meisten Konsumgüter für die große Masse unerschwinglich sind.“

Melba wechselte das Thema und lud damit auch die übrigen ein, am Gespräch teilzunehmen. „Auch die Moral war damals sehr viel besser.“

Amita öffnete schon den Mund, aber Melba musste seiner Rede unbedingt noch etwas hinzufügen: „Mit dem Abzug der Portugiesen verlor die goanische Elite Besitz und Einfluss. Die portugiesische Verwaltung war sehr verantwortungsvoll und effektiv. Eine Beschwerde wurde innerhalb von vierundzwanzig Stunden bearbeitet, während es heute ewig dauert.“

Lambert Mascarenhas sah von einem zum anderen. Obwohl er wenig Zustimmung zu erwarten hatte, mischte er sich erneut ins Gespräch: „Alles, was Sie aufgezählt haben, war wunderbar - für die Nicht-Denkenden.“

„Wie bitte?“, fragte Vasco Pinho.

„Aber es gab eine kleine Gruppe in der Bevölkerung“, fuhr Lambert unbeirrt fort, „die Intellektuellen: Professoren, Rechtsanwälte, Ärzte, Priester und Journalisten, die schweigend unter der Schande der Fremdherrschaft litten. Einige allerdings blieben nicht stumm, sondern brachten ihre Gedanken ans Licht. Ich will sie nicht alle aufzählen, Sie kennen ja die Namen. Einige von ihnen wurden nach Portugal und Afrika deportiert, um dort ihre ungerechten Strafen zu verbüßen. Andere wurden in den Gefängnissen Aguada und Reis Magos in Goa eingesperrt. Die Nationalisten wurden terrorisiert. Nur einige wenige portugiesische Offiziere waren gegen Salazar und gegen den Kolonialismus.“

„Gut, dass Sie Salazar erwähnen!“, sagte Mario. „Sie verwechseln die Herrschaft Portugals mit der Herrschaft der portugiesischen Faschisten. Im eigenen Land wütete die faschistische Herrschaft ja ganz genau so gegen die Intellektuellen, die sich für Freiheit und Demokratie einzusetzen wagten.“

Lambert ging nicht auf den Einwurf ein, sondern fuhr fort: „Und wie stand es zur portugiesischen Zeit mit dem Tourismus? Während heute blühende Fünfsterne- und andere Hotels die Fremden erwarten, gab es damals kaum Betten für Touristen, also kam niemand.“

Bernardo ergriff nun auch das Wort. „Wer in Europa konnte sich denn damals schon Auslandsreisen leisten? Es waren die glücklichen Wenigen! Der Massentourismus, von dem Goa später profitierte - oder auch nicht - setzte ja erst viel später ein.“

„Lambert, Sie stellen das doch sehr einseitig dar“, sagte Vasco Pinho.

Lambert schwieg und nahm einen tiefen Schluck aus seinem Glas.

Amita benutzte die kurze Pause, die eintrat, um endlich auch zu Wort zu kommen. „Ich war damals erst sieben, und ich bin sehr froh, dass wir frei sind - trotz den riesigen Problemen, die wir haben. Freiheit ist ein Schatz! Ein Papagei würde seine Freiheit nicht einmal gegen einen *goldenen* Käfig eintauschen! Ein trockner Chapatin in Freiheit ist besser als ausländischer Käse in Knechtschaft!“

Mario wollte das nicht so stehen lassen: „Die Wahrheit ist“, sagte er, „dass unsere Freiheit heute in einen goldenen Käfig eingesperrt ist, wo wir sie mit hungrigen Augen betrachten können.“

Nun meldete sich Vasco Pinho wieder zu Wort: „Nicht alles, was die Portugiesen taten, war richtig - und nicht alles, was sie taten, war falsch!“, sagte er. „Aber einiges ist unbezahlbar, wie die Sicherheit. Jetzt haben die Menschen Angst. Sie vergittern ihre Häuser und verdoppeln ihre Türen. Damals gab es in zwanzig Jahren mal einen Mord. Was vor

Kurzem in unserer Hauptstadt passierte, der Mord an Frau Dr. Tavora, ist wirklich verabscheuenswert!“ Vasco Pinho war immer bemüht, beide Seiten einer Medaille zu zeigen, aber wo sein Herz schlug, das wusste jeder, der sein Buch gelesen hatte. „Natürlich, die Leute, die Widerstand gegen die Portugiesen leisteten, hatten einiges zu leiden. Aber die Portugiesen machten sich beim Volk von Goa beliebt, indem sie einen heiteren und guten Lebensstil vorlebten. Die Portugiesen vermischten sich mit der goanischen Gesellschaft. Sie waren keine Rassisten.“

Alle hörten Vasco Pinho besonders aufmerksam zu. „Unsere Politiker sind eine Clique, die nur ihre eigenen Interessen verfolgt.“ Dieser Bemerkung folgte ein Gemurmel. Die Zuhörer bewegten ihre Köpfe auf die indische Art hin und her, um damit ihre Zustimmung auszudrücken.

„Inzwischen wandern viele enttäuschte Goaner aus. Früher gingen sie ins Ausland, verdienten dort gut und kamen zurück, um ein Haus zu bauen und sich für immer hier niederzulassen. Aber heute verlassen Goaner das Land, um niemals zurückzukehren. Das neue Heimatland gewinnt, während Goa wertvolle Menschen verliert. Kann mir jemand sagen, warum immer noch so viele Goaner Goa verlassen, um nie zurückzukehren?“ Er sah sich in der Gesellschaft um. Jeder von ihnen hätte ihm leicht erklären können, warum das so war.

„An gute Zeiten denkt man immer wehmütig zurück“, fuhr er fort, „an Sicherheit, Sauberkeit, gute Manieren, Vertrauen. Damals wurden Menschen wegen ihrer Persönlichkeit respektiert und nicht nur die, die Geld hatten. Damals hatte Panjims Elektrizitätswerk nur einen Generator, aber die Stadt war gut beleuchtet. Heute dagegen, traurig aber wahr, legen die Stadtväter auf etwas anderes wert - auf ihren eigenen Profit nämlich - und die Stadt stirbt. Sie stirbt langsam, aber sicher.“ Ein allgemeines Schweigen folgte Vasco Pinhos letztem Satz.

„Die Stadt stirbt“, wiederholte Amita. „Und wir leben in Dreck, Lärm, Gestank und Unsicherheit.“

Diese Zusammenfassung der goanischen Zustände war einigen Zuhörern doch zu schwarz gemalt. Widerspruch lag in der Luft, aber niemand fasste ihn in Worte.

„Bis 1961 konnte ich mit anderen Kindern sorglos in Panjims Straßen spielen. Unsere Eltern brauchten sich um uns keine Sorgen zu machen. Sie wussten, dass wir nichts zu befürchten hatten“, fuhr Amita fort.

Wieder trat eine kurze Pause ein. Dann sagte Angela: „Vor Kurzem habe ich im Stadtpark eine völlig verzweifelte Frau gesehen, deren Kind verschwunden war. Es ist bisher noch nicht wiedergefunden worden, ich habe sie gestern im Park gesprochen. Ein Bekannter sagte mir, es müsse hier eine Bande geben, die Kinder entführt und ins Ausland verschleppt.“

Melba nickte: „Davon habe ich auch schon gehört.“

Arno bewegte sich unruhig auf seinem Sitz hin und her. „Wann war das?“, platzte er laut heraus. Er zog mit seiner heftigen Reaktion die Aufmerksamkeit aller auf sich. Sie sahen ihn erwartungsvoll an.

Bernardo lenkte das Gespräch schnell wieder auf das alte Thema zurück. Er wandte sich an Elisa. „Wie sehen Sie denn das portugiesische Vermächtnis?“

„Lob und Dank den portugiesischen Gesetzen, die Frauen und Männer, die Muslime und Muslimas eingeschlossen, gleichstellen!“, antwortete sie.

Während die Gesellschaft im Gespräch fortfuhr, machte Bernardo Angela und Arno Zeichen, dass sie mit ihm den Raum verlassen sollten. Beide standen kurz nacheinander auf und gingen hinaus.

13 Angela und Arno führen vor Bernardos Haustür ein Gespräch

Als sie vor die Haustür kamen, hatte Arno sich wieder in der Gewalt. „Wann haben Sie die Frau gesehen, die ihr Kind verloren hat, und was wissen Sie von dem Kind?“

„Mal langsam“, sagte Angela. „Was haben *Sie* denn damit zu schaffen?“

„Ich fürchte, mehr, als mir lieb ist“, sagte Arno leise.

„Es war an einem Donnerstag, muss der 3. gewesen sein“, sagte Angela und sah Arno forschend ins Gesicht. Die Lampe über dem Eingang gab ein so schwaches Licht, dass sie nur wenig erkennen konnte.

„Mein Gott“, sagte Arno. „Und wie alt war das Kind? Junge oder Mädchen?“

„Die Mutter sagte mir, ihre Tochter sei vier Jahre alt gewesen.“

„Nein!“, sagte Arno.

„Doch!“, sagte Angela.

Bernardo hatte bis dahin still zugehört. „Ja, Arno“, sagte er jetzt, „da bist du also betrogen worden. Die Kinder werden mit Gewalt entführt. Sie werden wie Gegenstände weitergegeben, ohne dass die Eltern etwas davon wissen oder gar zugestimmt hätten. Die Organisation ist nicht nur illegal, sondern kriminell! Keine Hilfsorganisation, sondern Kinderhandel.“

Angela sah von einem zum anderen. „Sie haben tatsächlich etwas mit der Sache zu tun?“, fragte sie ungläubig.

Bernardo wollte wieder zu seinen Gästen ins Haus. Er wies mit der Hand ins Dunkle: „Da hinten steht eine Bank.“

Arno erzählte nun von Gert, von dem verpassten Treffen mit dem Leiter, von seiner Reise nach Margao und von Manuela, die in Rosa einen neuen Lebenssinn gefunden hatte. Angela hörte aufmerksam zu und gab öfter kleine Laute von sich, wie es auch hier in Indien üblich war, um den Sprechenden zum Fortfahren zu ermutigen.

Als Arno innehielt, fragte Angela: „Und wo ist die Deutsche mit dem Kind geblieben?“

„Sie sind nicht mehr in der Stadt. Sie sind . . . , aber damit möchte ich Sie nicht belasten.“

„Sie trauen mir nicht.“

„Doch, doch, sonst hätte ich Ihnen ja nicht alles erzählt. Aber manche Dinge behält man eben doch besser für sich. Sie brauchen dann nicht zu lügen, wenn Sie verhört werden.“

„Wenn ich verhört werde?“, fragte Angela.

„Na, denken Sie denn, ich mache da weiter mit, wenn die Kinder entführt werden?“

„Natürlich nicht. Aber aussteigen und zur Polizei gehen sind ja zweierlei.“

„Das werde ich mit Bernardo besprechen, vielleicht hat er Beziehungen. In jedem Fall kann er die Situation besser beurteilen als wir Ausländer.“

Angela stimmte ihm zu.

Arno versank in seine Gedanken. „Was für eine Reise!“, sagte er dann. „Alle achtunddreißig Jahre meines Lebens habe ich nicht so viel erlebt wie in diesen letzten Wochen! Wie konnte ich nur in all das hineingeraten? Und dann die gescheiterte Suche nach meinem Vater!“ Er erzählte von seiner großen Enttäuschung.

Sie schwiegen lange.

Dann fragte Arno plötzlich: „Was ist der Sinn?“

„Der Sinn?“

„Der Sinn des Lebens.“

„Sinn?“

„Also, was ist das Leben?“

„Sie sind in einer Krise!“

„Ja.“

„Diese Frage stellt man ja nur, wenn es einem schlecht geht.“

„Ja, ich fühle mich wirklich miserabel!“

„Was hielten Sie vor der Krise für selbstverständlich?“

„Dass ich die Frucht einer romantischen Liebe und ein Prinz bin.“

„Schöne Rolle. Und jetzt?“

„Ja, Rolle! Jetzt ist es eine schöne Rolle *gewesen!*“

„Früher nicht?“

„Nein, früher war es Realität.“

„Merkwürdige Realität, die sich durch eine einfache Mitteilung nachträglich ändert, finden Sie nicht? Welche Rolle haben Sie jetzt?“

„Eben keine Rolle mehr.“

„Aber Sie sind ja nun etwas anderes als Prinz und romantische Liebesfrucht.“

„Ja. Zufallsprodukt eines streunenden Zigeuners.“

„Das gefällt Ihnen nicht.“

„Gefiele Ihnen das?“

„Ihr Vater war oder ist Tonkünstler. Sind Sie musikalisch?“

„Freizeitmusiker.“

„Aha. Ihre Mutter war von ihm bezaubert.“

„Sie liebt Saxophon-Musik.“

„Wie heißt dann die Geschichte?“

„Sie wollen da etwas umdrehen.“

„Was ist falscher an dieser Geschichte als an der alten? ‚Musiker bezaubert Bürgersfrau und zeugt mit ihr ein Kind der Liebe.‘“

„Satire!“

„Nicht satirischer als die ältere Version.“

„Was ist das Leben?“

„Es kommt drauf an.“

„Eine entschiedene Antwort!“

„Da Sie sich diese Frage - wie übrigens andere Leute auch - nur stellen, wenn Sie gerade in einer Krise stecken, hat die Antwort wenig Chancen, sehr positiv auszufallen.“

„Ein Spiel, sagen manche.“

„Ist die Antwort brauchbar?“

„Es kommt drauf an.“

„Eine entschiedene Antwort!“

Arno: „Es kommt darauf an, ob ich gerade gewinne oder verliere. Wenn ich verliere, hilft mir der Gedanke: Das ist ja nur ein Spiel. Notfalls kann ich auch mit dem Spielen aufhören.“

„Das ist eine der Schwachstellen dieser Metapher: Ein Spiel kann man unterbrechen und wieder aufnehmen, das Leben nicht.“

„Metapher?“

„Deutungsweise. Metaphern machen sich manchmal selbstständig.“

„Geschichte, Metapher - das Leben als Literatur?“

„In gewisser Weise. Vielleicht ist das eine brauchbare Metapher: Jeder schreibt seine Geschichte selbst, jedenfalls wählt jeder - bewusst oder unbewusst - seine Metaphern.“

„Ganz frei, oder?“

„Sie haben recht, natürlich nicht ganz frei. Der Inhalt ist innerhalb eines Rahmens vorgegeben. Aber die Form wählt jeder selbst. Sie können eine Tragödie oder eine Komödie,

einen Trivialroman, einen Krimi oder was Sie wollen daraus machen.“

„Mir wäre lieber, Sie drückten sich direkter aus.“

„Wirklich? Das wäre umständlicher und langweiliger.“

„Alle Vergleiche hinken.“

„Ja, deshalb ist es auch besser, wenn man sich nicht an einer einzigen Metapher festhält, sondern ab und zu mal neue Bilder im Wohnzimmer aufhängt.“

„Das Leben: ein Spiel, ein Kampf, ein Fluss, eine grüne Wiese, die Hölle auf Erden, ein Theatersaal nach der Vorstellung, ‚das Leben nennt der Derwisch eine Reise‘ . . .“

„und eine kurze‘. Ich sehe schon, Ihnen fällt genügend ein.“

„Und das wird mir helfen?“

„Ich weiß es nicht.“

Wieder schwiegen sie.

Dann kam Angela auf ihr früheres Thema zurück: „Wie wird es denn nun Ihrer Meinung nach weitergehen?“

„Ich habe keine Ahnung!“, sagte Arno. „Wie soll ich diesen Konflikt nur lösen?! Einerseits die verzweifelte Mutter - andererseits Manuela, die ich ganz und gar nicht zugunsten der leiblichen Mutter unglücklich machen will.“

„Die Kinder den Mütterlichen, damit sie gedeihen“, sagte Angela.

„Wie bitte?“, fragte Arno verständnislos.

„Die leibliche Mutter ist unglücklich, weil sie denkt, ihr Kind wäre tot.“

„Meinen Sie?“, fragte Arno mit schwacher Hoffnung.

„Ich weiß es, ich habe zweimal mit ihr gesprochen. Ich bin mit einem Dolmetscher zu ihr gegangen. Sie sagte, sie würde alles geben, wenn sie damit ihr Kind wieder lebendig machen könnte. Das klang seltsam aus dem Mund einer in einen lumpigen Sari gewickelten Frau. Was hätte sie schon zu geben? Aber jetzt denke ich, sie hätte doch etwas.“

„Sie meinen . . . ?“

„Jedenfalls könnten wir es versuchen. Damit bleiben Sie ein Ehrenmann, der illegal Gutes tut - aber ich bewege mich auf schlüpfrigem Boden“, sagte Angela.

Arno murmelte etwas, das nach Widerspruch klang. Angela lachte.

„Aber ich habe mich in meinen zweiundsechzig Lebensjahren noch niemals erwischen lassen und ich hoffe, das bleibt auch so.“

Arno seufzte erleichtert. Gemeinsam gingen sie ins Haus zurück.

14 Panjim und Angelas Besuch beim 'Herald'

Panjim wird im Osten vom Ourem begrenzt, der sehr viel früher einmal ein Fluss war. Heute endet er in einem kleinen See gleich neben der nach ihm genannten Straße, die an ihm entlangführt. Die Stadt ist vor ein paar Jahrzehnten über sein Ufer getreten: Eine Fußgängerbrücke, die sich über den Ourem wölbt, als müssten Schiffe unter ihr durchfahren, verbindet die Stadt mit dem riesigen Areal des Busbahnhofs. Einige hohe Gebäude stehen dort verloren im Gelände. Dieser Stadtteil ist erst im Entstehen.

Direkt am Mandovi überqueren die Autos auf der neuen Brücke den Ourem stadtauswärts, ein paar Meter daneben steht die ältere Brücke, auf der die Autos stadteinwärts fahren. Beide Straßen sind Hauptverkehrsadern. Fußgänger haben hier geringe Chancen von einer Seite auf die andere zu kommen, wenn sie nicht todesmutig einfach losgehen und auf die Rücksicht der Fahrer und ihr gutes Glück vertrauen.

Im Norden und Nordwesten begrenzt der Mandovi die Stadt. Ihm verdankte der Satz aus portugiesischer Zeit seine Berechtigung: „Wer Panjim gesehen hat, braucht Lissabon nicht mehr zu sehen.“ Der Mandovi hatte einen Vergleich mit dem Tejo nicht zu scheuen. Damals war die Stadt, sagen die Alten, sauber, und die wunderschönen portugiesischen Gebäude waren in gutem Zustand.

Die Altstadt schließt sich im Norden in einem Dreiviertelkreis dem Ufer an. Nach Süden weitet sich das Stadtgebiet immer mehr aus, sodass es jetzt Dörfer umfasst, die früher einmal eine eigenständige Existenz führten.

Parallel zum Ufer des Mandovi führt eine Straße zu den Stränden. Eine Siedlung aus hohen Häusern, in denen Wohnungen zum Kauf oder zur Miete angeboten werden, trägt den Namen ‚Meerblick‘: ‚Miramar‘. Zwischen der vierspurigen Straße und der Mandovi-Mündung haben sich an der von hohen Bäumen beschatteten Uferpromenade die Freizeiteinrichtungen der Stadt angesiedelt: Fußballplatz, Kala-Akademie, ein großer Spielplatz, ein Schwimmbad und einige private Klubs.

Dona Paula ist fünf Kilometer entfernt. Auch hier geht die Stadt kaum merklich in den selbstständigen kleinen Ort über. Er liegt auf einer bewaldeten Landzunge, die dem Mandovi ein Steilufer zukehrt. Zur Meerseite hin, südlich vom Kap, ist das Wasser zugänglich. Das wurde von der inzwischen eingestellten Fähre, die die Bucht zwischen den Distrikten Tiswadi und Mormugao überquerte, ebenso genutzt wie jetzt noch von einigen Fischerbooten, die auf einem kleinen Sandstrand nahe beieinander liegen und auf ihren Einsatz warten. Dahinter steigt das Gelände wieder an und gibt ein paar herrschaftlichen Häusern und Luxus-Apartment-Gebäuden die Möglichkeit, weit über die Bucht zu blicken, die von der breiten Mündung des Zuari gebildet

wird. Bewohner der Häuser, die näheren Kontakt mit dem Meer wünschen, können nicht einfach von ihrem Berg zur Bucht hinuntersteigen, sondern sie müssen einen weiten Bogen machen. Dann verkündet ihnen ein Schild, hier gehe es zum ‚öffentlichen Strand‘, als wären nicht nach dem Gesetz alle Strände in Goa öffentlich! Vermutlich haben die Betreiber der ‚Cidade de Goa‘, einer Vereinigung von anspruchsvollen Restaurants mit einem Hotel der Luxusklasse, dafür gesorgt, dass das Schild aufgestellt wurde. Vielleicht könnte es Strandbesucher davon abhalten, von ihrem Recht auf einen Besuch des Strandes vor dem Hotel Gebrauch zu machen.

Die Straße führt von Dona Paula in östlicher Richtung zur kleinen, liebevoll angelegten Universitätsstadt. Von außen wirkt sie wie eine europäische befestigte Stadt mit dem Unterschied, dass hier die einzelnen Häuschen ganz gleich geformt sind. Auf der anderen, zum Meer hin gelegenen Straßenseite stehen freudlos wirkende Hochhäuser. Es sind Studentenwohnheime mit vielen kleinen Apartments.

Wer die gewundene Straße noch weiterfährt und dann rechts in den Feldweg einbiegt, gelangt nach einigen Kilometern zum Bambolim-Strand.

Von der Universität aus sind es etwa sechs Kilometer zurück zur Stadtmitte. Gleich vor der Ourem-Brücke, die den Verkehr stadteinwärts lenkt, liegt die Hauptpost, ein flacher

portugiesischer Bau mit großem vorgebauten Portal. Wenn man seitlich durch die Schaltherhalle geht, gelangt man durch einen Laubengang in die St.Tome-Straße, die etwa im rechten Winkel von der Hauptstraße abgeht. Nach einigen Metern in der schmalen Straße kommt man an einer ungewöhnlich sauberen und glänzenden Fassade vorüber. Man muss auf die rechte Seite des Sträßchens treten, um die Pracht zu übersehen: hellgraue polierte Marmorfliesen bedecken die ganze Breite in Höhe des unteren Stockwerks. Rechts und links bilden zwei hohe Türrahmen den Abschluss. Sie bestehen aus großen schwarzen Marmorfliesen. Oben am Haus verkündet ein Schild das Baujahr: 1961. Quer über den grauen Fliesen melden große glänzende Metallbuchstaben, dass dies das Gebäude der Zeitung 'Herald' sei.

Welcher Tradition der 'Herald' verpflichtet ist, kann man bei genauerem Hinsehen erkennen. Wie im Kopf der Zeitung ist der Name von zwei kleineren Kreisen umgeben. Innerhalb jedes der Kreise ist ein Oval ausgespart, das in der Mitte zwei waagerechte Striche enthält. Man denkt vielleicht zunächst, die Kreise wären unschuldige Arabesken, aber man kann sie auch als 'Os' lesen. Aus ehemals 'o Herald' ist 'Herald' geworden, aber der alte Name ist noch erkennbar.

Der linke Eingang führt in das Anzeigenbüro, der rechte mit dem Hinweis 'Redaktion' führt in ein Treppenhaus. Hinter der Tür sitzt die unvermeidliche Wache, die hier wie

überall in offiziellen Gebäuden die Besucher erst einmal Zettelchen ausfüllen lässt: Name? Zu wem? Anlass?

Angela füllte den Zettel gut leserlich aus. Als Anlass schrieb sie ‚Interview mit Rajashree Iyer‘. Der Zettel wurde gestempelt und unterschrieben und ihr dann zurückgegeben. Sie behielt ihn in der Hand und erklimmte die steile Treppe. Oben gab es niemanden, der den Zettel sehen wollte.

Der Reporter erwartete sie vor seinem Schreibtisch, der in einer Ecke des großen Redaktionsbüros stand. In einer anderen arbeitete ein junger Mann am Computer.

„Sie haben mir geschrieben, es gebe etwas Neues?“, fragte Angela.

„Ja“, antwortete Rajashree. „Wir haben unsere Beobachtungen fortsetzen können. Ich glaube, wir haben eine Spur gefunden.“

„Sie machen es sehr spannend“, sagte Angela ungeduldig. „Wollen Sie mir nicht einfach sagen, was Sie herausgefunden haben? Vielleicht kann ich mich ja revanchieren.“

Rajashree lehnte sich im Stuhl zurück: „Haben Sie es so eilig?“

Angela schmunzelte: „Eile heißt der Wind, der das Baugerüst umweht.“

„Stimmt. Nehmen Sie doch erst mal ein Bonbon! Wie sind Sie eigentlich auf die Idee gekommen, gerade unser schönes Goa zu beehren?“

„Ich habe gehofft, es wäre das Paradies. Deshalb dachte ich bis kurz vor dem Abflug: Mit der Reise nach Goa kann es nichts werden, weil ja vor jedem Paradies unüberwindlich der Engel mit dem Flammenschwert steht. Als der Eintritt möglich schien und dann wirklich wurde, war mir klar: Kein Engel mit dem Flammenschwert - kein Paradies!“

„Kein Paradies?“

„Alle sagen, ich sei siebenunddreißig Jahre zu spät gekommen. Damals im goldenen Zeitalter schlief man bei offenen Türen, und der Müll wurde abgeholt.“

„Es hat ja keinen Sinn, den alten Zeiten nachzutruern. Viele benutzen das nur als Vorwand, um sich aus der Verantwortung für die Gegenwart zu stehlen. Hilflosigkeit ist zwar ein unangenehmer Zustand, aber sie ist gleichzeitig auch sehr bequem.“

„Das höre ich auch mal gerne“, sagte Angela. „Wir sollten einen Verein gründen mit dem Motto ‚Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott‘, welcher auch immer. Da schreibt Herr Karra tatsächlich in Ihrem Blatt: ‚Ich denke, nur Gott kann dem gemeinen Mann noch helfen.‘ Und er fordert seine Leser auf, über die Frage nachzudenken, wer ‚uns‘ wohl helfen werde, ein besseres Leben zu führen. Hausaufgabe für die Neujahrsnacht.“

„Ich habe öfter mit ihm über diese Haltung diskutiert und darüber, wem sie nützt.“

„Und? Hat er sich eines Besseren besonnen?“

Rajashree schüttelte den Kopf.

„Woran arbeiten Sie?“, fragte Angela.

„Einer Journalistin im Nebenberuf sollte ich das nicht verraten. Sie könnte mir das Thema ja wegschnappen.“

Angela runzelte die Stirn.

„Haben Sie von der Zerstörung der Gaddas gehört?“

„Der Gaddas?“ fragte Angela.

„Das sind Buden und Stände kleiner Händler. Die sind zum größten Teil aus anderen Bundesstaaten nach Goa gekommen. Viele sitzen nur zwischen ihren Waren auf dem Boden, einige haben äußerst provisorische Buden errichtet, man nennt sie Kioske, Gaddas.“

„Und was ist mit denen passiert?“

„Es gibt seit langem ein Gesetz, das diese Kioske verbietet. Seitdem sind sie illegal, aber bisher tastete sie niemand an. Plötzlich wurde die Polizei eingesetzt, die in einer Nacht- und Nebelaktion die Kioske abriß.“

„In einer Nacht- und Nebelaktion?“

„Nun ja, es stand seit Wochen in der Zeitung.“

„Das ist mir völlig entgangen!“

„Viele der Betroffenen können zwar nicht lesen, aber sie müssen davon gehört haben. Einige Marktbudenbesitzer

haben sogar gestreikt, weil in Margao Kioske abgerissen worden sind. Und nun geschah dasselbe in Panjim.“

„Waren die Buden denn leer? Oder was ist mit dem passiert, was drin war?“

„Das nahmen zum Teil die Männer des Kommandos mit nach Hause. In anderen Ländern nennt man das Plündern. Die übrigen Waren werden in städtischen Magazinen gelagert und sollen versteigert werden.“

„Aber sie gehören doch jemandem“, sagte Angela.
„Warum werden sie denn nicht den Besitzern zurückgegeben?“

„Niemand weiß mehr, was woher stammt. Ich habe einen zehnjährigen Jungen auf den Kassettenrekorder sprechen lassen und daraus den folgenden Text verfertigt. Es wirkt ja am meisten, wenn man die Betroffenen selbst zu Wort kommen lässt, finden Sie nicht?“

„Das ist wahrhaftig keine besonders originelle Erkenntnis“, sagte Angela.

„Gut. Hören Sie zu! ,Mein Vater ist ein Schneider aus Karnataka. Er hatte ein Gadda aufgerichtet und arbeitete darin an seiner Nähmaschine. Ich half ihm bei der Arbeit. Mein Vater verkaufte auch Kleidungsstücke. In Karnataka ging es uns schlecht, hier in Goa hatten wir zu essen. Eines Morgens, als ich meinen Vater zum Kiosk begleitete, fanden wir ihn nicht mehr vor. Zuerst dachten wir, es handelte sich um Räuberei. Aber dann zweifelten wir doch daran, dass ein

Dieb den ganzen Kiosk mit allem drin gestohlen haben könnte. Das hätten nur Außerirdische tun können. Mein Vater fragte die Händler in den Läden nebenan und erfuhr, dass die Ladendiebe keine Außerirdischen, sondern ganz und gar von dieser Erde waren. Sie unterstanden sogar der Gemeindeverwaltung. Mein Vater war fassungslos. >Ich habe nun nichts mehr, wovon wir leben können. Ich hoffe nur, dass sie mir wenigstens die Nähmaschine zurückgeben, sodass ich in meinem Heimatstaat neu anfangen kann>, sagte er, und Tränen standen ihm in den Augen. Ich werde diesen Anblick nie vergessen. Plötzlich spürte ich die Verantwortung für die ganze Familie auf meinen Schultern. Mein Vater musste etwas bemerkt haben. Er wischte sich mit dem Handrücken über die Augen, gab mir einen kleinen Klaps auf den Rücken und sagte zu mir: >Wir schaffen das schon!< Ich glaube, dass mein Vater uns alle beschützen kann. Aber wir haben sicherlich eine sehr schwere Zeit vor uns.“

„Das geht einem wirklich unter die Haut“, sagte Angela.

„Ich habe auch mit einem Einsatzleiter gesprochen. Er sah sehr wütend aus, und ich fragte ihn deswegen. Er antwortete mir, er sei gar nicht wirklich wütend, sondern er wolle nur seine Macht zeigen. ‚Ich fühle mich stark und mächtig‘, sagte er. ‚Ich kann auf legale Weise etwas zerstören, und das macht mich stolz!‘“

„Hat er das wirklich so gesagt?“, fragte Angela ungläubig.

„Genau so! Ich fragte ihn, ob ihm die Leute nicht leidtäten, die er um ihr tägliches Brot gebracht habe, ob ihm das nicht unmenschlich erscheine. ‚Ich führe nur die Befehle meiner Vorgesetzten aus‘, antwortete er. ‚Nicht ich, sondern sie sind herzlos. Natürlich hätte die ganze Aktion besser organisiert werden können. Man hätte zuerst Alternativen schaffen sollen, man hätte ihnen Zeit geben müssen, ihre Kioske woanders aufzubauen, dann wäre alles ganz anders verlaufen. Aber die Verantwortlichen scheinen so darauf bedacht gewesen zu sein, die Kioske zu zerstören, dass sie keinen Augenblick daran dachten, was aus den Betroffenen werden würde.‘ Ich fragte dann nach den Plünderungen. Er antwortete: ‚Ich weiß nicht, ob das wahr ist. Aber jedenfalls kann ich kaum alle Männer kontrollieren, die unter meinem Befehl stehen.‘ ‚In so einem Fall muss in Europa ein Vorgesetzter seinen Hut nehmen‘, sagte ich. ‚Ja, in Europa!‘, sagte der Einsatzleiter und zuckte die Achseln.“

„Wie steht eigentlich die Bevölkerung dazu?“, fragte Angela.

„Das kommt ganz darauf an. Ich habe einen wohlhabenden Restaurantbesitzer gefragt und der begrüßte die Aktion. Ein Gadda vor seinem Restaurant habe die Kunden vertrieben. Dort hätten sie ihren Tee billiger als bei

ihm trinken können. Außerdem habe er nun endlich wieder Platz, seine drei Autos zu parken.“

„Ist das nicht ein bisschen übertrieben?“, fragte Angela.

„Kaum“, sagte der Reporter.

„Und andere?“, fragte Manuela weiter.

„Der Bewohner einer neuen Siedlung, in der es keine Läden gibt, war sehr unzufrieden. Sie müssten nun drei Kilometer gehen oder fahren, wenn sie auch nur eine Nadel kaufen wollten. Er war der Meinung, dass die Verantwortlichen vor der Zerstörungsaktion hätten überlegen sollen, wer alles außer den Kiosk-Betreibern noch darunter zu leiden haben würde.“

„Kommentieren Sie das, worüber Sie berichten, eigentlich auch?“ fragte Angela.

„Ich überlasse die Schlussfolgerungen lieber meinen Lesern. Kann man Probleme wirklich mit Gewalt lösen? Menschen im Land Gandhis könnten es besser wissen. Leider gibt es zu viele, die sich gerne stark und mächtig fühlen wie der Einsatzleiter, zu viele!“

Rajashree rief den Botenjungen und ließ ihn Tee holen.

„Was gibt es denn nun Neues von unserer Kindesentführung?“

„Wir haben eine Europäerin aufgespürt, die ein indisches Kind bei sich hat. Seit ein paar Tagen sind die beiden allerdings verschwunden. Dann fiel uns ein Russe auf,

der Kontakte zu einigen Indern aus Karnataka unterhält. Wir suchen nach der Frau und wir beobachten den Russen. Vorläufig soll noch nichts an die Öffentlichkeit dringen. Wir haben Kontakt mit der Polizei aufgenommen. Wenn wir etwas ausrichten wollen, müssen wir die Verbrecher in flagranti ertappen. Sie müssen also in aller Seelenruhe - falls man bei solchen Leuten davon sprechen kann - den nächsten Coup landen. Da sie die Kinder verkaufen wollen, besteht für die Kleinen keine Lebensgefahr. Wir können also abwarten.“

„Das ist alles?“, fragte Angela. Es klang enttäuscht. „Da kann ich mit Besserem dienen. Ich habe jemanden gefunden, der an der Sache beteiligt ist.“

„Wie war denn das möglich?“

„Darum geht es jetzt nicht. Er kennt das Kind und die Frau, von denen Sie eben gesprochen haben, und er weiß, wo sie sind.“

„Da können wir ja zugreifen“, sagte der Reporter voreilig.

„Das wäre unklug. Damit haben Sie ja noch keinen Beweis für die Schuld der Entführer. Der Mann, von dem ich spreche, hat sogar bei der Entführung oder jedenfalls beim Unterbringen des Kindes geholfen. In aller Unschuld übrigens. Er wusste nicht, dass das Kind gekidnappt worden ist. Jetzt, wo er das von mir erfahren hat, will er aussteigen und mit der Polizei zusammenarbeiten.“

„Ob einer, der so naiv ist, uns da weiterhelfen kann?“

„Mehrgleisig fahren“, sagte Angela, als wäre Kriminalistik ihr tägliches Brot.

Rajashree nickte. „Wie soll es denn jetzt weitergehen?“

„Wir wollen versuchen zu erreichen, dass die Eltern des Kindes in die Adoption einwilligen.“

„Sie haben sich also den Kinderhändlern angeschlossen, ist ja interessant!“ Rajashree schüttelte missbilligend den Kopf.

„Ich werde mich nach dem indischen Adoptionsrecht erkundigen. Illegal soll das alles auf keinen Fall ablaufen. Das habe ich mir inzwischen anders überlegt. Zufrieden?“

„Sie haben womöglich schon Kontakt zu den Eltern aufgenommen?“

„Zur Mutter. Ich habe schon ein paarmal mit ihr gesprochen. Es ist durchaus möglich, dass sie einwilligt. Ihr liegt vor allem daran, dass ihr Kind lebt. Der Vater wird dann weiter keine Schwierigkeiten machen, denke ich. Er hält sich bisher im Hintergrund. Es wird wohl eine Frage des Preises sein.“

„Die Welt ist voller Harmonie, nicht wahr, und Sie machen sie noch ein bisschen harmonischer?“

„Ich finde nicht, dass Sie darüber spotten sollten. Wer weiß, ob es gelingt. Auf alle Fälle ist es einen Versuch wert.“

„Wissen Sie überhaupt, wie es hier aussieht?“, fragte Rajashree. „Ich werde Ende Dezember einen Artikel über den Anstieg der Kriminalität in Goa veröffentlichen. Das

Material ist schon da. Im kleinen Goa gab es in diesem Jahr 42 Morde, 34 Mordversuche, 14 Vergewaltigungen und 11 Bandenüberfälle. Am meisten aufgeregt hat die Leute der Mord an Tithi Tavora.“

„Davon habe ich schon gehört, aber ich weiß keine Einzelheiten.“

„Frau Tavora war eine junge Gynäkologin. Ihr Mann hat auch jetzt noch ein Restaurant. Zwei Männer, die bei ihm in der Küche arbeiteten, gingen zu seiner Frau und logen, sie hätten sich verletzt. Frau Doktor sollte sie verbinden. Die Frau ließ sie ein. Als sie zu verhindern suchte, dass die Männer die Wohnung ausraubten, fesselten sie sie und strangulierten sie so, dass sie erstickte.“

„Schrecklich!“

„Ja, das hat dem Gefühl vieler Panjimer, die sich noch sicher fühlten, einen harten Stoß versetzt. Die Mörder waren keine Goaner. Misstrauen und Abneigung gegen die Zuwanderer aus anderen indischen Staaten nehmen zu, nicht nur bei den einfachen Leuten.“

„Das habe ich auch schon gehört. Mein Fahrer sagt: ‚Die Leute von Goa sind nett - aber die indischen Touristen‘ - und er macht eine wegwerfende Handbewegung und verzieht angewidert das Gesicht.“

„Eine Bande aus Bombay hat einen Juwelier überfallen, um seinen Laden auszuräumen. Da kam zufällig ein Polizeibeamter, der gar nicht im Dienst war, vorbei und

wollte sie stellen. Sie schossen auf ihn und verletzten ihn, zum Glück nicht lebensgefährlich. Die Gangster zogen zwar unverrichteter Dinge ab, aber sie entkamen, ohne dass einer der vielen Zuschauer versucht hätte sie aufzuhalten.“

„Würden Sie versuchen, Leute aufzuhalten, die um sich schießen?“

„Die Liste geht noch weiter: 71 Raubüberfälle, 442 Einbrüche - und nun kommt das Interessanteste: 22 Fälle von Kidnapping, darunter die Hälfte Kinder! Wenn die Kidnapper Lösegeld erpressen wollten, war die Chance, sie zu fassen, nicht gering. Aber in den anderen Fällen bezahlten ja die Käufer, und die waren schwer zu erwischen. Der Flughafen in Dabolim wird überwacht, aber das ist inzwischen bekannt, und die neuen Eltern verschwinden mit ihren neuen Kindern auf dem Landweg: zwölf Stunden Zugfahrt, und sie sind in Bombay, wo kein Hahn nach den Kindern aus Goa kräht.“

„Warum nehmen eigentlich die Kindesentführer nicht Straßenkinder aus Bombay mit?“

„Das habe ich mich auch schon gefragt. Wahrscheinlich sind die so verwildert - oder selbstständig? -, dass die europäischen Kunden unzufrieden waren. Ein Kind, das bei seinen Eltern lebt, ist natürlich auch seelisch gesünder. Ganz gleich, wie arm die Eltern sind. Sie sehen ja, wie sehr die Mutter an ihrer verschwundenen Tochter hängt. Manches sich selbst überlassene Kind aus einer reichen Familie

beneidet vielleicht ein armes um die Nestwärme, die es bekommt.“

„Genau das habe ich bei Kamala Das gelesen!“, bestätigte Angela. Sie stand auf.

„Ich werde jetzt nach Colva fahren.“

„Viel Spaß! Und seien Sie vorsichtig mit der Brandung!“

15 Angela fährt zu Dr. Ferrolho nach Colva

Der Arzt Ferrolho wohnte in der Ferrolho-Straße. Nur die Vornamen unterschieden sich. Seine Praxis hatte er in einem kleinen Haus eingerichtet, das aus zwei Zimmern und zwei überdachten schmalen Veranden bestand. Die Räume reichten bis unters Dach, sodass man von unten in die Pfannen sehen konnte. Oben waren Spalten gelassen, um die Ventilation zu verbessern. So waren die goanischen Häuser ursprünglich alle einmal gebaut. Aber die gute alte Zeit war vorüber, und wer trotzdem an der überlieferten Konstruktion festhielt, musste damit rechnen, dass Diebe von oben in sein Haus einbrachen, indem sie einige Pfannen abhoben. In seiner Praxis gebe es nichts zu stehlen, meinte der Arzt und ließ das Dach, wie es war.

Neben dem kleinen Gebäude lag das ebenfalls einstöckige Haus der Familie Ferrolho. Wohn- und Esszimmer wurden von drei Schlafzimmern und der Küche umgeben. An die beiden Gebäude schloss sich, von der Straße abgewandt, der Garten an, in dem es einen Brunnen gab, aus dem Tiere und Pflanzen versorgt wurden. Der Stall bestand aus einem betonierten Boden und einem Dach. Hier lag die große, braune Kuh. Neben ihr stand ein noch junges Kälbchen. Die Kuh versorgte die Familie nicht nur mit ihrer wunderbaren fetten Milch, sondern auch mit dem Gas, das zum Kochen nötig war. In einem rechteckigen Bottich bildete

es sich aus Dung und Jauche und wurde durch ein Rohr in die Küche geleitet. Im Garten wuchs Gemüse. Einige Stöcke waren zu einem Gestell zusammengefügt, auf dem Früchte wuchsen, die Kürbissen ähnelten, aber wie weiß gekalkt aussahen. Auf einem anderen Gestell wuchsen riesige Bohnen. Der Garten wirkte zwar trocken und verwildert, aber es herrschte doch eine geheime Ordnung darin.

„Bewusst leben“ war die Devise des Arztes. In seiner Praxis hatte er ein Holzschild aufgehängt, das in Englisch verkündete: „Ein nicht reflektiertes Leben ist nicht wert, gelebt zu werden.“ Patienten, die es lesen konnten, wies er darauf hin.

Über einem der Tische, auf dem sich Bücher und Papiere häuften, hing ein großer Druck, der eine abendländische Madonna auf der Mondsichel darstellte. Sie trug einen blauen Mantel über rotem Kleid und ihr Gesichtsausdruck entsprach dem frommen Geschmack im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Aus den Papieren ragte ein kleines, schlichtes Holzkreuz heraus. Auf den Tisch legte der Arzt alles, was ankam, aber er fand selten etwas wieder, da er nicht suchen mochte. Deshalb schrieb er sich Telefonnummern und Adressen lieber wieder neu auf Zettel, die er anschließend auf den Tisch legte.

Er war in ganz Goa wegen seiner Heilerfolge bekannt. „Der Arzt ist das Heilmittel“, sagte einer, dem er geholfen hatte. Er verlangte für seine Behandlungen winzige Beträge

von den Zahlungsfähigen und gar nichts von den Armen. Ihm liege nichts am Geld, sagte er. Er besaß kein Motorfahrzeug, sondern fuhr mit dem Rad. Die drei Kinder hatten seine Wertmaßstäbe übernommen, sodass sie, obwohl zwei von ihnen schon in der Pubertät waren, dem Vater keine Vorwürfe machten, auch wenn sie oft mit den reicheren Klassenkameraden nicht mithalten konnten. Den Respekt ihrer Mitschüler erwarben sie sich durch gute Leistungen und ihre Sympathie durch freundliches Wesen und Kameradschaftlichkeit.

Dr. Ferrolho war sehr mitteilzaam. Er sprach gerne von der Liebe Gottes und davon, dass sie ihm als Vorbild für sein eigenes Handeln diene. Seine Mimik war außerordentlich bewegt, sodass ein unfreundlicher Betrachter von Grimassieren hätte sprechen können. Er war groß und kräftig gebaut. Neben ihm wirkte seine Frau mit Brille und schlecht sitzender Perücke sehr unscheinbar. Wenn sie ihm antwortete, sah sie wie ein Schulmädchen aus, das zwar seine Lektion gelernt hatte, das sich aber der Zustimmung seines Lehrers ganz und gar nicht sicher war.

Fremden zeigte er gerne die Seidenblumen, die sie genäht hatte, und erwähnte auch ihre schönen Stickereien. Ebenso gerne stellte er seine jüngste Tochter vor, ein lang aufgeschossenes, scheues Mädchen. Ihr feines Gesicht, von wohlgeordnetem Haar umgeben, wirkte sehr still. Sie konnte lange irgendwo sitzen und um sich sehen. Von Saris hielt

man in diesem Hause nicht viel. Mutter und Tochter hüllten ihre schmalen Körper in schmale Kleider, leuchtend rot das Kind, bräunlich-beige die Frau. Gästen reichte sie kleine Glasschälchen mit köstlichem Pudding und den üblichen indischen Tee mit Zucker und viel Milch. Sie bestand darauf, dass die Gäste, trotz den Ansprüchen des Mannes an ihre Aufmerksamkeit, ihren Tee nicht kalt werden ließen.

Der Arzt hatte kein Telefon, denn er wollte sich nicht davon abhängig machen. Er rief seine Patienten selbst an, um sich zu erkundigen, ob seine Behandlung geholfen habe, und machte neue Termine aus. Manchmal ließ er Patienten lange in seinem Garten warten, wenn er noch mit einem Gast beschäftigt war, der ein paar Stunden zuvor als Patient zu ihm gekommen war.

Seine Fähigkeit, auch hartnäckige Krankheiten zu heilen und Patienten zu helfen, die von anderen Ärzten schon aufgegeben worden waren, und seine eigenwillige Form der Lebensgestaltung hatten ihm den Ruf eines Heiligen eingetragen. Das bedeutete ihm wenig, denn er horchte vor allem auf seine innere Stimme. Was außen geschah, nahm er nur insoweit wahr, als er darauf reagieren musste.

An diesem Morgen hatte er die Vision, er würde in ein Auto steigen und, die Sonne zu seiner Linken, immer geradeaus fahren. Er vergaß diese Vorstellung gleich wieder, denn er musste noch ins Krankenhaus, wo er bis zur Mittagspause zu tun haben würde.

Angela ließ sich zuerst an den Strand fahren. Sie ging über die Holzbrücke, unter der sich braune Kinder im trüben Wasser wälzten. Sie zog Schuhe und Strümpfe aus und watete durch den heißen Sand zum Streifen, den das Meer festgespült hatte. Grell bunt gekleidete junge Frauen, eine von ihnen hochschwanger, boten ihr grellbunte Tücher zum Kauf an. Sie kamen ganz nahe heran und berührten sie. Angela schüttelte energisch den Kopf und sagte „No!“.

Dann erklimmte sie die Treppe zu einem der am Strand auf Holzpfählen errichteten Restaurants. Es war Zeit fürs Mittagessen. Sie setzte sich zunächst an den Rand. Ein kleiner Junge trug einen Altar auf dem Kopf herum und versuchte von Gläubigen oder für Touristenfotos ein paar Rupien zu ergattern. Von unten sagte eine sehr junge, mit Tüchern zum Verkauf beladene Frau zu Angela herauf: „Hallo, wie geht es Ihnen?“ Die Frau lächelte. „Woher kommen Sie? Haben Sie Kinder?“ Angela sah ihr ins Gesicht. Sie nahm eine Münze aus ihrem Portemonnaie, gab sie der Frau und sagte: „Ich möchte kein Tuch.“ Die Frau lächelte wieder. Angela stand auf und zog an einen mittleren Tisch um. Neben ihr wurde deutsch gesprochen. Dort saß ein nur auf den ersten Blick jung erscheinendes Paar. Beide waren ausgemergelt und auf eine Weise gebräunt, wie sie bei den Hellhäutigen nur nach monatelangem Aufenthalt in warmen Ländern zu finden ist. Der Kellner brachte auf demselben

Tablett eine Flasche Wasser für Angela und zwei große Gläser mit Schnaps für die beiden.

Um Punkt drei kam sie vor dem Haus des Arztes an. Sie trug ihr Anliegen ohne lange Einleitung und knapp vor: Ramons Arzt in Panjim habe gesagt, wenn jemand helfen könne, dann sei es Dr. Ferrolho. Deshalb sei sie hier und bitte ihn, gleich mit ihr zurückzukommen.

Der Arzt zog das Gesicht in tiefe Falten. Dann entspannten sich seine Züge und sein Gesicht leuchtete auf.

„Ja, natürlich!“, sagte er. „Wir fahren in zwei Stunden. Kommen Sie wieder oder setzen Sie sich in den Garten, wie Sie wollen.“

Angela setzte sich auf einen Holzklappstuhl, der hinter einem Tischchen nahe am Haus im Schatten stand. Frau Ferrolho kam heraus, begrüßte sie, brachte ihr einen Tee und verschwand wieder im Inneren des Hauses. Angela stand auf und ging durch den Garten. Die große braune Kuh wendete den Kopf nach ihr, als sie vorüberging.

Pünktlich erschien der Arzt. Er schnitt mit einem großen Messer eine der kalkweißen, großen Früchte ab, wickelte sie in Zeitungspapier und überreichte sie Angela. „Möchten Sie Milch?“, fragte er. „Gerne!“ Dr. Ferrolho nahm Angela mit in die Küche. Er holte einen großen, offenen Topf aus dem Kühlschrank und goss, ohne auch nur einen Tropfen zu

verschütten, die Hälfte der Milch in eine Plastikflasche mit engem Hals.

Angela saß mit ihren Geschenken im Fond. Der Arzt hatte sich neben den Fahrer gesetzt und wechselte mit ihm ein paar Worte in Konkani. Sonst schwieg er. Schließlich führen sie durch ein Tor in das weitläufige Krankenhausgelände in Bambolim. Der Fahrer wusste, zu welchem Gebäude er Dr. Ferrolho zu bringen hatte. Nachdem der Arzt ausgestiegen war, beugte er sich zu Angelas Fenster herein und sagte: „Unterstützen Sie uns mit Ihrem Gebet!“

Der Fahrer brachte Angela in ihr Dorf zurück.

Nach einem Blick auf den Bewusstlosen nickte Dr. Ferrolho seinem Kollegen zu. Er müsse eine Stunde mit dem Patienten allein sein. Als er wieder aus dem Krankenzimmer trat, schien er erschöpft. „Morgen früh wird er aufwachen“, sagte er.

„Das ist gut“, sagte Ramons Arzt. „Wir danken Ihnen!“

Dr. Ferrolho murmelte: „Danken Sie Gott! *Er* ist es, der hilft!“ Dann stieg er wieder in das Taxi, das längst aus Mercedes zurückgekommen war und vor der Tür auf ihn wartete.

„Jemand, den er kennt, müsste bei ihm sein, wenn er aufwacht“, sagte Ramons Arzt, als Arno sich diesmal auch noch am Abend nach Ramon erkundigte.

„Er kennt mich nicht“, antwortete Arno. „Wussten Sie das nicht?“

Arno kam lange vor der Morgendämmerung zum Krankenhaus zurück und setzte sich an Ramons Bett. Die Zeit stand still. Das Buch, das ihm die Stunden verkürzen sollte, hatte er beiseitegelegt. Das Zimmer lag an der Rückseite des Gebäudes. Als es zu dämmern begann, sah Arno im Fensterausschnitt zwei schräg aufragende Palmstämme und in etwas größerer Entfernung drei Palmwipfel. Unter den Blättern hingen Trauben von gelben Kokosnüssen.

„Que horas são?“, fragte Ramon.

„Was sagst du?“, antwortete Arno auf Englisch.

Ramon drehte den Kopf. „Wer bist *du* denn?“, fragte er in derselben Sprache. „Und was mache ich in diesem Zimmer?“

„Wie fühlst du dich?“ Arno ging noch nicht auf Ramons Fragen ein.

„Fine“, sagte Ramon und versuchte sich aufzurichten. Das gelang ihm nicht. „Was ist denn eigentlich los? Erkläre mir doch mal!“

Arno erzählte ihm, er sei bewusstlos gefunden worden, habe neun Tage hier gelegen und werde nun bald wieder gesund sein.

„Ich rufe jetzt den Arzt. Er wird sich freuen, dass du aufgewacht bist.“

Ramon hatte am Morgen nach dem Besuch von Dr. Ferrolho das Bewusstsein wiedererlangt. Das könnte auch ein zufälliges Zusammentreffen der Ereignisse gewesen sein.

Sobald er aus dem Krankenhaus entlassen würde, musste Ramon genau so spurlos aus der Stadt verschwinden wie Manuela mit Rosa. Seine Verfolger würden vielleicht nicht geschickter, *sicherlich* aber hartnäckiger sein als die Polizei. Erst einmal musste Ramon wieder zu Kräften kommen, ehe er die Wahrheit erfahren dürfte: dass er immer noch in Lebensgefahr schwebte. Ob es Arno gelingen würde, Ramon dazu zu bringen, Rehana aufzugeben, um sein eigenes Leben zu retten?

16 Manuela und Rosa zu Gast bei Dilips Schwiegermutter Vilma in Calangute

Das Haus mit den hohen Zimmern hatte ein im Nebel der Zeit verschwundener Vorfahre ihres Mannes erbaut. Vilmas Vater, der fünfundzwanzig Jahre lang in Birma eine Musikalienhandlung betrieben hatte, floh 1942 mit Frau und neun Kindern vor den Japanern zurück nach Goa.

Vilma studierte, ging in den höheren Schuldienst und brachte es bis zur Schuldirektorin. Ihr Mann arbeitete nach ein paar Ehejahren wegen einer Herzkrankheit nicht mehr außer Haus, sodass er die Erziehung der Kinder beaufsichtigen konnte. Als er starb, waren die Töchter schon erwachsen. Gail lebte weiter bei ihrer Mutter und besorgte den Haushalt und die Jüngste war mit dem Krankenhausarzt Dilip in Panjim verheiratet.

Vilma war inzwischen siebzig Jahre alt. Sie sprach ein sehr gewähltes Englisch und hatte kluge lebhaftige Augen über ihrer etwas zu großen Nase. Ihre Weltläufigkeit verdankte sie ausgedehnten Besuchen bei ihren Geschwistern, die sich zwischen Kanada und Australien angesiedelt hatten.

In den Ferien und an vielen Wochenenden hatte Vilma ihre drei Enkelkinder zu Besuch. Sie liebten ihre Großmutter und fühlten sich in dem geräumigen Haus, das ein Garten umgab und das in einer ruhigen Seitenstraße lag, freier als in

der engen Wohnung an dem turbulenten Boulevard in Panjim.

Calangute hatte sich im Laufe der letzten Jahre völlig verändert. Viele Goaner und Zugereiste versprachen sich schnellen Reichtum vom einsetzenden Tourismus. Die Küste wurde ‚zubetoniert‘. Strom und Wasser reichten nicht aus. Das Abfallproblem war unlösbar. Die Spekulanten und Bauherren hatten sich verrechnet: Die Preise für Grundstücke und Häuser fielen und die zahlungskräftigen Touristen blieben aus oder zogen an die südlicheren und nördlicheren Strände. Zurück blieben die Betonruinen, die ‘Hippies’ und unzählige Buden entlang der Straße zum Strand. In den Buden wurden nach Meinung der Einheimischen zwar Kleider und Kunsthandwerk ausgestellt, aber in Wirklichkeit vor allem Drogen verkauft. ‘Hippies’ nannten die Goaner die Dauergäste aus Europa, Israel und den USA, die vom warmen Wetter und dem billigen Alkohol profitierten.

Neu ins Haus mit den hohen Zimmern kamen am Donnerstagabend, vierzehn Tage vor Weihnachten, Manuela und Rosa. Vilma hatte die beiden auf Dilips Bitte hin eingeladen. Vilma kannte Manuelas Situation. Der Abschied von der indischen Aya war Rosa nicht leichtgefallen, obwohl Manuela nach und nach das meiste allein für und mit Rosa tat, was zwischen Aufstehen und Schlafengehen zu tun war.

Die Verständigung wurde von Tag zu Tag besser. Immer öfter trat ein deutsches Wort an die Stelle einer Geste oder ergänzte sie.

Rosa verbrachte gerne ihre Zeit bei Gail in der Küche. Gail freute sich über die Gesellschaft und gab ihr etwas zu tun. Vilma und Manuela saßen dann im Wohnzimmer und sprachen miteinander.

„Frauen meiner Generation sprechen nicht über Sexualität“, sagte Vilma.

„Ach!“, machte Manuela.

„Ich bin eine Ausnahme, denn ich bin viel herumgekommen. Mich interessiert, wie es damit in Deutschland stand. Willst du mir etwas darüber erzählen?“

„Gerne. Meine Urgroßmutter wurde mit achtzehn Jahren schwanger, bevor sie wusste, woher die Kinder kommen.“

„Und in meiner Generation?“, wollte Vilma wissen.

„Meine Mutter erfuhr mit fünf Jahren, dass sie einmal im Bauch ihrer Mutter gewesen war. Sie sollte das Geheimnis bewahren und nicht mit oder vor anderen darüber reden. Die Frage, wie sie da hineingekommen war, stellte sie sich erst später. Als logisch denkendes Kind fragte sie, als sie hörte, eine Frau sei im siebenten Monat, von wann an das denn gerechnet werde. Man antwortete ihr nicht. Ehe die Frage nach der Herkunft der Kinder sie

beunruhigte, erfuhr sie von einer Gleichaltrigen ganz sachlich, was es damit auf sich hatte. Sie war zehn. Und du?“

„Bei mir war es für indische Verhältnisse sehr unkompliziert. Unsere Eltern legten für uns Kinder Bücher bereit, aus denen wir uns informieren konnten. Natürlich blieb ich bis zu meiner Hochzeit Jungfrau. Ich heiratete erst mit Mitte zwanzig und aus Liebe. Üblich war beides nicht.“

„Und wie *war* es üblich?“

„Ich will dir als Beispiel dafür von Kamala erzählen. Ihre Großmutter eröffnete Kamala, als sie fünfzehn Jahre alt war, sie werde demnächst heiraten. Die Mutter eines vierzehn Jahre älteren entfernten Verwandten hatte sich mit ihrem Vater darüber verständigt. Die Familien waren seit drei Generationen miteinander durch Heiraten verbunden. Bei ersten Begegnungen machte er ungeschickte Versuche, seine Zuneigung auszudrücken. Das mochte sie nicht. Sie erreichte bei ihrem Vater, dass sie noch das Schuljahr beenden durfte. Während der Zeit ihrer Verlobung hatte sie einen Achtzehnjährigen kennengelernt, mit dem sie lange Gespräche führte. Sie waren ineinander verliebt, aber er konnte noch keine Familie ernähren, deshalb kam er nach Kamalas Meinung als Ehemann nicht in Betracht.

Ihr Vater richtete die allerteuerste Hochzeit aus. Sie war keine strahlende Braut. Ihre Großmutter musste weinen, als sie sah, wie unwissend Kamala in die Ehe ging. Bei ihrer ersten Menstruation, als sie dachte, in ihr wäre etwas

zerbrochen und sie müsste verbluten, hatte ihre Mutter nur gelacht und ihr gesagt: ‚Jetzt kannst du Mutter werden.‘ Wie, hatte sie nicht gesagt, sodass Kamala glaubte, wenn sie zum Sonnengott betete, würde er ihr einen Sohn schenken.

Noch während die Hochzeitsgäste feierten, ging sie mit ihrem Ehemann schlafen. Kamala wusste, dass sie ihm von nun an gehorchen musste, wie sie bis dahin ihrem Vater gehorcht hatte. Ihr Ehemann überfiel sie, ohne sich weiter mit Zärtlichkeiten aufzuhalten. Sie wünschte sich damals, er möge sie in seine Arme nehmen und ihr übers Haar streichen. Wie andere junge Männer aus begüterten Familien hatte er als Sohn des Hauses das Recht genossen, von den Dienstmädchen Liebesdienste zu verlangen. Die meisten waren vom Land und grob und hatten ihn gewähren lassen, ohne ihn in die Liebeskunst einzuführen.“

„In Europa liest man das ‘Kamasutra’ und hält Indien für die Heimat des auserlesenen Liebesgenusses.“

„Indien ist groß und vielfältig. Auch das mag es geben. Kamalas Großonkel hat ein bekanntes Buch über die Liebeskunst geschrieben. *Er* wusste aus seinen eigenen Ehen, worüber er schrieb.“

„Und wie ging es mit Kamalas Hochzeitsnacht weiter?“

„Ihr Körper spielte nicht mit. Sie verkrampfte sich so, dass ihr Ehemann nicht in sie eindringen konnte. Erst nach vierzehn Tagen löste sich der Krampf. Von da an ertrug sie jede Nacht seine flüchtigen Umarmungen. Sie entwickelte

eine zärtliche Anhänglichkeit an ihren Mann. Aber sie fühlte sich von ihm zurückgestoßen, denn er sprach nur das Nötigste mit ihr und zeigte auch sonst gar kein Interesse an ihrer Person. Freundschaft gab es für ihn nur zwischen Männern und dass es so etwas wie Zärtlichkeit gebe, war ihm wohl nie in den Sinn gekommen.“

„Und Kamala?“

„Sie litt sehr. Sie wurde krank. Sie nahm Beruhigungsmittel. Dann bekam sie einen Sohn, wie sie ihn von Krishna erbeten hatte.“

„Du sagtest vorhin, Frauen deiner Generation sprächen nicht über Sexualität. Woher weißt du dann alle die Einzelheiten von Kamala?“

„Sie wurde später in ihrem Leben eine bekannte Schriftstellerin. Ihre Autobiographie, die Mitte der siebziger Jahre erschien, war, wie du dir denken kannst, ein Schock für ihre Familie und ihre gesellschaftliche Umgebung.“

Nach einer Pause fragte Manuela: „Und wie ist es heute?“

„Meine jüngste Tochter hat ihren Mann im Studium kennengelernt. Sie lebten zusammen. Das war weder mir noch seiner Familie recht. Er ist Hindu und sie ist mit der Heirat zu seiner Religion übergetreten. Aber auch dies ist eine Ausnahme.“

„Ich habe vor Kurzem einen Artikel gelesen“, sagte Manuela. „Es heißt da: Im Allgemeinen sind die indischen

Mädchen verrückt darauf, geheiratet zu werden. Wenn sie mit dreißig noch nicht verheiratet sind, ist das ein Makel. Als Kinder werden sie von ihren Müttern gnadenlos zum Lernen angetrieben, damit sie möglichst viel Geld verdienen, wenn sie einmal später arbeiten. Die Frauen wollen viel verdienen, damit sie auf dem Heiratsmarkt gute Chancen haben. Viele Frauen geben die Arbeit nach der Heirat, und wenn sie ein paar Kinder haben, auf und finden sich mit ihrem Leben ab. Auch wenn ein Mann seine Frau sehr schlecht behandelt und sie sogar schlägt, wird sie nur selten die Scheidung verlangen. Scheidung ist immer noch ein schwerer Makel in Indien, nicht nur für die Frauen, sondern auch für die Männer.“

„Das stimmt leider im Großen und Ganzen“, gab Vilma zu.

In ihrem Gespräch trat eine Pause ein. „Wir haben einen Brunnen hinterm Haus“, sagte Vilma dann. „Er gibt kein Trinkwasser, aber zum Wäschewaschen und Gartenbewässern ist sein Wasser gut genug. Es wird eine Umstellung für dich sein: Bei uns fließt nur morgens zwischen sechs und neun Uhr Wasser aus der Leitung. Darauf musst du dich einstellen.“

„Die Hauptsache sind und bleiben doch die Menschen! Mit dir würde ich auch in einer Hütte wohnen, das Wasser von der nächsten Wasserstelle heranschleppen und hinter die Hütte . . .“

Vilma unterbrach sie: „Nicht nötig. Es stehen immer ein Eimer mit Wasser und eine Kanne bereit. Übrigens mag ich dich auch.“

17 Vilmas Enkelkinder kommen zu Besuch, und Rosa wird abgeholt

Vilma hatte in ihrer Kindheit und Jugend Portugiesisch und Englisch gesprochen. Mit ihrem Mann sprach sie später Portugiesisch, wenn die Kinder etwas nicht verstehen sollten, und Englisch mit allen. Ihre jüngste Tochter bestand darauf, dass auch in ihrer Familie Englisch gesprochen wurde. Dilip, der aus einer Handwerkerfamilie stammte, sprach inzwischen ebenso fließend Englisch wie seine Frau, allerdings mit schwerem indischen Akzent. Die Kinder besuchten eine Privatschule, in der von der ersten Klasse an in Englisch unterrichtet wurde. Beim Spielen im Hof und von ihrem Dienstmädchen lernten sie Konkani. Auch Rosa sprach Konkani. Die Kinder würden einander also verstehen können. Ankita, die Jüngste, war nur ein Jahr älter als Rosa.

Inzwischen waren Vilmas Enkel aus Panjim angekommen: Amol, Ashata und Ankita.

Es dauerte nicht lange und Rosa wurde in die Spiele einbezogen. Sie schien nun nichts und niemanden mehr zu vermissen. Manuela war sehr froh darüber. Die Geschwister konnten die Weihnachtsferien über in Calangute bleiben. Dilip und seine Frau wollten zu den Festtagen und an Wochenenden kommen.

Manuela saß im Wohnzimmer und las. Die Kinder halfen der Tante beim Kochen. Vilma ging mit einem Napf Hundefutter in der Hand zur Haustür. Als sie ihn draußen abgestellt hatte und aufsaß, bemerkte sie das Polizeiauto, das vor ihrem Haus hielt. Sie kehrte ins Haus zurück und schloss die Tür. Dann trat sie ins Wohnzimmer.

Manuela sah auf. „Ist etwas?“, fragte sie.

„Die Polizei“, antwortete Vilma. „Ruhig bleiben ist das Beste.“

Es klingelte. Vilma ging in die Küche. Sie holte den bunten Ball, den sie als Überraschung aufbewahrte, aus dem Schrank und gab ihn den Kindern. „Ihr könnt in den Garten gehen“, sagte sie.

„Gail, bitte mach die Tür auf.“ Vilma ging ins Wohnzimmer zurück und setzte sich zu Manuela.

„Und jetzt?“, fragte die.

„Abwarten.“

Gail führte die Beamten herein. Sie waren beide um die dreißig. Die Männer verneigten sich ehrerbietig.

„Ach, Modu!“, sagte Vilma. „Bist du aber groß geworden! Ich habe dich trotzdem gleich erkannt.“

„Wir kommen dienstlich“, sagte Modu unsicher. Er fühlte sich offensichtlich nicht sehr wohl in seiner Haut.

„Aus Kindern werden Leute“, sagte Vilma. „Und wer ist der andere junge Mann?“

„Dies ist kein Privatbesuch und wir wollen hier keine Höflichkeiten austauschen“, sagte der andere. „Wir suchen eine Europäerin, die ein indisches Kind bei sich hat.“ Dabei sah er Manuela an.

„Ich mache euch gerne bekannt“, sagte Vilma. „Dies ist Modu - und wie war doch gleich noch Ihr Name?“

„Nikanth“, murmelte der andere.

„Und dies ist Manuela, eine gute Freundin meiner jüngsten Tochter. Sie ist Reporterin und kommt aus Deutschland.“

Die beiden Beamten verneigten sich leicht in Manuelas Richtung.

„Wir suchen ein Kind, das entführt worden ist. Wir haben einen Haftbefehl.“

„Es gibt hier gleich vier Kinder“, sagte Vilma. „Entführt sagen Sie? Wieso denn das? Wegen Lösegeld?“

„Kinderhändler“, sagte Modu. Der andere stieß ihn an. „Die Fragen stellen wir“, sagte er so streng, wie es ihm der Respekt vor der alten Dame erlaubte.

„Das ist ja schrecklich“, sagte Vilma. „Was es heutzutage alles in Goa gibt! Damals in der portugiesischen Zeit . . .“ Sie machte eine Pause.

„Ein vierjähriges Mädchen ist entführt worden.“

„So jung noch“, sagte Vilma. „So alt ist ja gerade die kleine Freundin meiner Enkelkinder.“

„Kleine Freundin?“, fragte Modu.

„Ja, meine Tochter hat sie für ein paar Wochen aufgenommen. Ihre Eltern sind geschäftlich in Europa.“

Vilma hatte sich diese Erklärung für die Nachbarn ausgedacht.

„Dann wollen wir uns das Kind doch einmal ansehen. Wo ist es denn?“, fragte Nikanth.

„Aber gewiss doch“, antwortete Vilma. „Ich hole die Kinder her. Sie spielen im Garten. Ich werde sie etwas frisch machen.“

„Nicht nötig“, sagte Modu. Und Nikanth fügte hinzu: „Wir haben es eilig.“

„Eile mit Weile“, sagte Vilma und verließ das Zimmer. Sie ging in den Garten, rief Rosa zu sich und sagte in Konkani zu ihr: „Alles wird gut, Rosa, du musst jetzt gleich mit zwei netten Männern mitgehen. Du darfst die ganze Zeit kein einziges Wort sagen, hörst du?!“ Rosa nickte. Sie verstand, dass etwas Gefährliches bevorstand.

„Wir holen dich bald zurück, geh jetzt erst einmal mit, und vergiss nicht: kein einziges Wort!“

Vilma kam mit allen vier Kindern ins Wohnzimmer zurück. Sie waren vom Ballspielen erhitzt. „Dies sind meine Enkel und die Kleinste ist die Tochter des Geschäftsmannes, der jetzt in Europa reist“, sagte Vilma.

„Sie ist ja sehr dunkel“, sagte Modu.

„Das kommt in den besten Familien vor“, sagte Vilma. „Irgendein Vorfahr hat sich da wieder in Erinnerung gebracht.“

„Könnte eine Lambadi sein.“ Nikanth nickte mit dem Kopf.

„Wir nehmen das Kind erst mal mit. Dann werden die Eltern in Panjim benachrichtigt und die werden ihr Kind schon erkennen.“

Amol war acht Jahre alt. Seine Mutter hatte ihm beigebracht, dass er als ältester seine jüngeren Schwestern zu beschützen habe. Die Rolle gefiel ihm. Rosa gehörte für ihn jetzt auch zur Familie.

„Wenn Sie Rosa mitnehmen, komme ich auch mit“, sagte er entschlossen. Modu lachte.

„Wir kommen auch mit“, sagte Akshata, und Ankita fügte hinzu: „Ich möchte so gerne im Polizeiauto fahren!“

Die beiden Polizisten sahen einander an. Sie hatten mit dem Widerstand *eines* Kindes gerechnet, aber nicht damit, dass gleich vier Kinder mitfahren wollten.

Die drei Geschwister stellten sich eng um Rosa. „Entweder alle oder keine“, sagte Amol.

Nikanath versuchte Rosa am Ärmchen zu sich zu ziehen.

„Aber Jungs“, sagte Vilma, „doch nicht mit Gewalt! Gewalt gegen Kinder, abscheulich!“ Sie schüttelte missbilligend den Kopf. Sie sah Modu in die Augen. Der

senkte den Kopf und betrachtete angelegentlich den Fuß des Sessels, in dem Manuela saß.

„Ich komme auch mit“, sagte Vilma. „Gehen wir!“

Die Männer sahen einander wieder an. Modu zuckte die Achseln. „Also gut“, sagte er.

Nun mischte sich auch Manuela ein. „Ich bin Journalistin und würde gerne meinen deutschen Lesern von der glücklichen Rettung eines entführten Kindes berichten - aber es handelt sich ja wohl nur um einen Irrtum.“

„Wir können Sie aber nicht auch noch mitnehmen“, sagte Nikanth verzweifelt.

„Das Auto ist doch groß genug!“ Manuela guckte erstaunt. „Warum denn nicht?“

„Da muss ich erst mal telefonieren“, sagte Nikanth.

Das Gespräch ergab, dass den Beamten erlaubt wurde, außer dem in Frage kommenden Kind noch eine Erwachsene mitzubringen, damit das Kind, falls es sich doch um einen Irrtum handelte, nicht allzu sehr erschreckt würde.

„Ich will erst noch telefonieren, ehe wir fahren“, sagte Vilma. Modu nickte. „Das Telefon steht in der Küche. Einen Augenblick bitte.“ Vilma wählte Angelas Nummer. Es läutete, Angela meldete sich. Vilma erklärte in kurzen Worten die Situation.

Sie kam zu den anderen zurück. „Es wird nicht lange dauern“, sagte sie und nahm Rosa bei der Hand.

„Wollen Sie nicht wenigstens eine Zahnbürste einpacken?“, fragte Modu.

„Ich putze mir die Zähne vor dem Schlafengehen“, antwortete Vilma, „und ich werde die nächste Nacht in diesem Haus in meinem eigenen Bett verbringen.“

Modu seufzte. „Gehen wir“, sagte Nikanth.

Amol erklärte sich damit einverstanden, dass seine Großmutter die Beschützerrolle übernahm. „Mach dir keine Sorgen, Rosa“, sagte er.

Die Mädchen küssten einander. Alle begleiteten die vier zum Auto. Sie winkten. Vilma und Rosa winkten aus dem offenen Seitenfenster zurück.

18 Arno liest einen Rundbrief; Rajashree in Vasco

Gert bestellte Arno für den nächsten Nachmittag nach Vasco. Arno sagte ohne Zögern zu, um keinen Verdacht zu erregen. Dann gab er dem Reporter Bescheid. „Das Kind muss in Vasco herumirren. Sie haben es schon vor zwei Tagen ausgesetzt. Wie soll man sie da jetzt noch stellen?“

„Wir müssen die Eltern finden und den Mann, der Sie nach Vasco bestellt hat, unter die Lupe nehmen.“

„Ich fürchte, der weiß auch nicht viel mehr“, sagte Arno.

Am nächsten Morgen ließ er sich nach Dona Paula fahren. Er wollte die Fähre nach Mormugao nehmen. Zwar konnte niemand in der Stadt Arno sagen, wann und wie oft sie fuhr, aber jedenfalls war sie auf allen Karten von Goa eingezeichnet.

Ehe er das Haus verließ, gab ihm eine der kleinen Frauen einen Brief. Der Umschlag war orange, die Adresse gedruckt und die Briefmarke amerikanisch. Arno steckte den Brief ein und fuhr los. Er würde ihn unterwegs lesen. Als sie am Hafen von Dona Paula ankamen, fragte Arnos Fahrer nach der Fähre. Sie war eingestellt worden. Und jetzt? Neben ihrem Auto machten sich zwei Männer an einem Motorroller zu schaffen. Der Fahrer sprach die beiden an. Für fünfhundert Rupien würden sie Arno in einem Fischerboot ans andere Ufer der Zuari-Mündung bringen.

Die Alternative war: zurück in die Stadt und einen der meist überfüllten Busse nehmen. Arno entschied sich für das Fischerboot. Das Wasser war ruhig.

Was mochte das für ein Brief sein? Er las die Überschrift: „An Freunde und Bekannte von Peter Zachariadis. Ein Brief von Merrill Cook.“ Arno ahnte nichts Gutes. Er faltete den Brief wieder zusammen und sah nach allen Seiten über das Wasser. Schon nach einer halben Stunde erreichten sie 'Marmagoa', wie die Fischer sagten. Eine alte Hafenummauer aus großen hellbraunen Quadern trug auf der dem Meer zugekehrten Ecke einen kleinen Leuchtturm. Am Ufer türmte sich eine bewaldete Hügelkette, aus der ein paar gut erhaltene große, alte Häuser lugten.

Das Boot bog in den ummauerten Hafen ein und näherte sich einer geländerlosen Steintreppe. Arno hielt sich seitlich an der Mauer fest, als er die schmalen, steilen Stufen hinaufstieg. Das war also der Hafen. Von hier aus sah er noch einmal die großen Schiffe, die in der Mündung vor Anker lagen. Eines aus Bombay lag im Trockendock. Arno ging durch ein eisernes Tor. Von dieser Seite aus konnte er Berge von Eisenerz sehen, das hier verschifft werden sollte. Der Platz war von drei Banken und ein paar Kontors umgeben. In der Mitte stand ein Bus. Er fuhr nach Vasco. Rechts führte ein Weg in den grünen Hügelzug zu den

schönen Häusern. Ein ruhiger Ort. Arno suchte sich eine schattige Stelle und entfaltete seinen Brief.

„Indiens Geschichte, sein Geheimnis und vor allem seine Menschen haben meine ganze Familie in den letzten Jahren in ihren Bann geschlagen.“ Das konnte ja sein, aber was ging ihn das an?

„Mein ältester Sohn ist, wie ihr wohl alle wisst, mit Nipa aus Kalkutta verheiratet und meine Tochter Barbara hat in den letzten Jahren auch ein sehr starkes Interesse an Indien entwickelt. Sie war mit einem wunderbaren Mann verlobt, der diese Leidenschaft mit ihr teilte.“ ‚War?’

Das laute Rufen des Busfahrers unterbrach Arnos Lektüre. Wer weiß, wann der nächste Bus fahren würde. Er wollte sich in Vasco erst einmal umsehen, ehe er das Kind auffas. Er faltete den Brief also wieder zusammen und stieg in den Bus. Es ging zunächst steil bergauf durch dichten Baumbestand. Die kleinen an den Hang geklebten Häuser waren nur über steile Treppen zu erreichen. Bald war der Bus auf der Höhe angekommen. Die Häuser standen hier dichter. Das musste der Ort Mormugao sein. Weiter ging es am Zuari entlang auf Vasco zu.

Arno stieg am Markt aus. Die ganze Stadtmitte war ein einziger Markt mit unzähligen kleinen Buden und Ständen. Bald hatte er eine Kreuzung erreicht. Rechts konnte er bis zu einem großen gelben Gebäude sehen, das mit roter Reklame bemalt war. Das musste der Bahnhof sein. Links ging es zum

Zuari-Ufer. Hier roch es sehr stark und unangenehm nach Fisch. Mehrere Arbeiter waren damit beschäftigt, unsorgfältig zugenähte Säcke mit Fischmehl auf einen Lastwagen zu laden. Er ging schnell an ihnen vorbei. Der Weg führte zu winzigen steinernen Häusern.

Die Menschen, die hier wohnten, waren arm. Arno fühlte sich nicht wohl beim Weitergehen. Das Wort ‚Elendstourismus‘ ging ihm durch den Kopf. Aber er führte gerne eine angefangene Handlung zu Ende: Er wollte bis zum Ufer gehen. Ab und zu erreichte ihn ein ‚Hallo‘ aus einem der Kindermünder. Am Ufer lagen tote Fische und menschlicher Kot in verschiedenen Trocknungsstadien. Arno kehrte wieder um. In dieser Gegend sollte er am Nachmittag das Kind finden. Diesmal war es ein kleiner Junge, etwa vier Jahre alt, auffallende Augen, natürlich sehr hübsch, blaue Hose, weißes Hemdchen. Ob die Entführer schon einen Kunden für ihn hatten?

Arno hatte fürs erste genug gesehen. Er war hungrig und durstig. Er fragte sich zum Tourist-Hostel durch, dessen Terrassenrestaurant Bernardo ihm als Oase in dieser Stadt beschrieben hatte. Die Mauer der großen Terrasse war mit Topfpflanzen vollgestellt, sodass Arno sich wie in einem Park fühlte. Wie würde der Brief weitergehen?

„Peter Zachariadis war ein außergewöhnlicher junger Mann, der sich in Indien wahrhaft zu Hause fühlte.“ Wieder ‚war‘? Und wozu die Einzelheiten für Freunde und Bekannte,

die das doch alles wissen mussten? Arno las weiter. „Vor zwei Jahren . . .“ Er überflog ein paar Zeilen. „Nach seinem Examen ging er nach Indien zurück . . .“ Auch das wusste Arno, denn er hatte ihn ja getroffen. „Tragischerweise starb er vor einer Woche.“ Arno zuckte zusammen. Peter ist tot! Die arme Barbara! Wie war das wohl passiert? „Peter badete im Ganges etwa acht Meilen von Uttar Kashi entfernt, hoch im Himalaya. Er wurde von der starken Strömung weggerissen. Ich wandte mich an die indische Regierung und bin ihr für ihre prompte und großzügige Hilfe sehr dankbar. Peters Leiche wurde gefunden. Er und sein Freund stiegen unterhalb der Gebetsterrasse des Ashrams in den Fluss, um sich auf eine bevorstehende Feuer-Zeremonie vorzubereiten. Der Fluss ist an dieser Stelle sehr reißend, aber Peters Swami hatte ihm geboten, dort zu baden. Alle hielten die Stelle für sicher.“

Arno hatte seine Pizza aufgegessen und seine Flasche Wasser ausgetrunken. Er bezahlte, faltete den Brief wieder zusammen und stieg die Treppe zur Straße hinunter. Er ging auf das Denkmal des Freiheitskämpfers Dr. T.B. Cunha zu. Ein kleiner Mann mit Brille, kurzgeschnittenem Haar und in westlicher Kleidung. Arno erinnerte sich an das Gespräch auf Bernardos Fest. So sah also ein goanischer Freiheitskämpfer aus! Recht unscheinbar.

Bei seinem ersten Spaziergang hatte er links von der Straße eine große Ruine entdeckt. Das musste einmal eine

Kirche oder ein Tempel gewesen sein. Auf dieser Seite ließen die Buden keinen Durchgang frei. Er ging um die Ecke. Auch hier dicht gedrängte Buden. Noch einmal um eine Ecke. Am Ende der Straße fand er ein eisernes Gitter. Als er das Gelände betrat, kläfften ihn drei Hunde an, sodass er sich nach einem Stock umsah. Die Ruine war völlig zugewachsen. Nur an einer Stelle führte eine kleine Treppe zu einer Plattform hinauf, die um das Gebäude herumführte. Verrostete Maschinen und Metallteile lagen überall herum. Eine alte Fabrik. Er suchte sich eine Stelle im Schatten, legte ein paar Papiertaschentücher auf den Boden und setzte sich. Hier konnte er in Ruhe seinen Brief weiterlesen.

„Peter wurde durch seinen hinduistischen Glauben nach Indien gezogen. Das Bad im Ganges war ein wichtiges Element. Bevor er nach Indien aufbrach, sagte er seinem Vater, er habe ein schlechtes Gewissen, als Weißer im Ganges zu baden, aber er habe akzeptiert, dass der Fluss heilig sei und er achte das Ritual.“

Wieder bellten die Hunde am Eingang zum Grundstück. Der Hundelärm überall war eine der indischen Plagen!

„In einem Notizbuch hinterließ er die Bemerkung: ‚Diejenigen, die im spirituellen Verstehen fortgeschritten sind, werden im Ganges baden, ohne auf die Beschaffenheit des Wassers zu achten.‘ Wir haben Mühe damit, Peters Tod zu akzeptieren. Barbara glaubt, dass er glücklich ist. Als Peters Vater . . .“

Plötzlich wurde es dunkel vor Arnos Augen. Er spürte einen Stoß. Ein Sack, sie packten ihn in einen Sack! Er wurde wie ein Paket verschnürt und hochgehoben. Nur Bernardo und Gert wussten, wo er heute war. Bernardo würde ihn erst am Abend vermissen. Und Gert? War er mit im Komplott? Arno zweifelte nicht daran, dass ihn die Organisation Happy-Child-Happy-Parents unschädlich machen wollte. Wie hatten sie nur herausgefunden, dass er alles aufdecken wollte? Er wurde die Treppe hinuntergetragen. Es mussten zwei Männer sein. Sie gingen zweimal um die Ecke und legten ihn dann hin. Arno hielt es für sicher, dass sie ihn auf die Rückbank eines Autos bugsierten. Gleich darauf fahren sie los. War das hier lebensgefährlich oder nur unbequem?

Wenige hundert Meter entfernt stand ein gut gekleideter Herr mit dicker Aktentasche unter dem Arm an einem Stand mit Süßigkeiten. Er erlaubte nicht, dass sie in Zeitungspapier eingewickelt wurden, sondern wartete geduldig, bis der Verkäufer in einer entfernten Ecke eine Papiertüte fand. Er öffnete seine Aktentasche. Hätte jemand neben ihm gestanden, so hätte er darin einen Kassettenrekorder und ein Mikrophon erkennen können.

Rayashree Iyer steckte das Tütchen in die Tasche, schloss sie wieder, nahm sie unter den Arm und ging auf die kleinen Steinhäuser am Zuari-Ufer zu. Er hatte die Polizei nicht benachrichtigt. Mit seinem Chef war ausgemacht, dass

sie erst einmal allein der Sache nachgehen wollten. Sie hielten es für ungefährlich und auf diese Weise würde ihnen keine andere Zeitung die Story wegschnappen. Rajashree musste auf seine Füße achten: Der Zick-Zack-Weg zwischen den Hütten war voller Löcher und Steine. Er ging bis zum Ufer weiter. Ab und zu blieb er stehen, um sich umzusehen. Wenn das Kind, wie Arno gesagt hatte, bis zu seiner Begegnung mit dem Helfer überwacht wurde, musste er den Wächtern schon aufgefallen sein. Oder auch nicht, denn sie erwarteten Arno. Rajashree sah auf die Uhr. Um diese Zeit sollte Arno hier das Kind abholen. Er hatte sich offenbar verspätet. Rajashree würde noch eine halbe Stunde warten und dann selbst etwas unternehmen.

Vor einer der Hütten in der Nähe des Ufers saß eine Frau mit einem Baby im Arm. Ein kleines Mädchen, das nur ein kurzes Hemdchen trug, stocherte mit einem Stock im Sand. Dann hockte es sich hin und verrichtete sein Geschäft. Mit dem Rücken zu Rajashree stand ein Junge. Er mochte fünf Jahre alt sein und trug eine blaue Hose und ein weißes Hemd. Rajashree ging auf die Gruppe zu. „Deine Kinder?“, fragte er. Die Frau nickte stolz. Dann sagte sie: „Der Junge ist nicht meiner.“ Rajashree wollte sich das Kind genauer ansehen, aber es drehte sich nicht zu ihm um. „Ein Kind aus der Nachbarschaft?“, fragte er. Die Frau sah ihn misstrauisch an. Rajashree zog einen Geldschein aus der Tasche und gab

ihn der Frau. „Ich habe dieses Kind gestern zum ersten Mal hier gesehen“, sagte sie.

„Er ist in Gefahr“, sagte Rajashree. „Nimm ihn mit ins Haus und behalte ihn da, bis ich ihn hole.“ Er nahm die Tüte mit den Süßigkeiten, die er eigentlich selbst hatte essen wollen, aus der Tasche und gab sie der Frau zusammen mit einem zweiten Geldschein. „Du bekommst mehr, wenn ich ihn am Abend abhole. Mach dem Jungen klar, dass er im Haus bleiben muss und dass ich ihn zu seinen Eltern zurückbringen werde. Wenn ich komme, soll er schnell mit mir gehen.“ Die Frau sah ihn fragend an. „Du wirst später alles erfahren. Jetzt müssen wir uns beeilen.“

Der Junge hatte sich wieder umgedreht. Er sah den Fremden neugierig an, der zeigte kein Interesse mehr an ihm. Die Frau stand auf. „Drinne gibt es Bonbons“, sagte sie zu den Kindern. Die Kinder liefen hinter ihr her zum Haus.

Rajashree war in dieser Gegend nicht unbemerkt geblieben. Ein gut gekleideter Herr mit dicker Aktentasche - was mochte der von einer Hüttenbewohnerin wollen? Einige Augenpaare starrten ihn von ringsherum an. Rajashree ging auf die benachbarte Hütte zu, vor der ein alter Mann saß. „Brauchst du vielleicht eine Versicherung, Großvater?“, fragte er laut. Der alte Mann schüttelte ärgerlich den Kopf. Rajashree wandte sich zur Stadt zurück. Er musste am Abend mit dem Auto möglichst nah an die Hütte heranfahren. Wenn die Wächter auch in einem Auto saßen, könnte es eine

Verfolgungsjagd geben. Rajashree schmunzelte. Bei den verstopften Straßen würde die Szene Kinobesucher wenig unterhalten. Er hatte bis zum Dunkelwerden noch zwei Stunden Zeit. Es war wirklich merkwürdig, dass Arno immer noch nicht aufgetaucht war. Was mochte ihm wohl dazwischengekommen sein?

Rajashree zog sein Telefon aus der Tasche und rief bei der Zeitung an, um dort zu melden, was er bisher unternommen hatte. Sie würden jetzt doch die Polizei verständigen. Rajashree war damit einverstanden. Er kannte sich in Vasco aus, darum steuerte er auf das Tourist-Hostel zu. Dort würde er zwischen Topfpflanzen und Ventilator zwei angenehme Arbeitsstunden verbringen.

19 Eine Überraschung für Arno; Rajashree schreibt einen Artikel

Die Fahrt dauerte ziemlich lange. Bisher hatte Arno noch niemanden sprechen hören. Das Auto hielt, die Tür wurde geöffnet, und man trug ihn ein paar Stufen hinauf. Es gab einen kurzen Aufenthalt, wohl weil die Träger eine Tür öffneten, dann wurde er wieder hingelegt. Sie gingen vorsichtig mit ihm um. Vielleicht wollten sie ihn gar nicht töten. Es dauerte eine Zeitlang, bis sich ihm jemand näherte. Er wurde ausgepackt und sah sich in einem dämmrigen Raum zwei Indern gegenüber. Die beiden Männer wiesen ihn an, sich auf einen Stuhl, der vor einem Tisch stand, zu setzen.

Sie selbst setzten sich hinter den Tisch. Sie waren ungefähr in Arnos Alter, der eine vielleicht jünger.

„Isso é um processo judicial“, sagte der Ältere.

„What did you say?“, fragte Arno.

„Fala a verdade!“

„I don't understand“.

Die Männer sahen sich an und sprachen indisch miteinander. Arno konnte die indischen Sprachen nicht auseinanderhalten. Sie hatten ihn portugiesisch angesprochen. . . Allmählich dämmerte ihm, dass dies eine Verwechslung war. Er war erleichtert. Zum Glück versuchten sie, mit ihm zu sprechen. Dann würde sich alles aufklären.

„Ich bin Arno Fischer aus Deutschland“, sagte er zuerst in Englisch und dann in Deutsch.

„Mentiroso! Tu es Ramon.“

„Nein, wirklich nicht!“, versicherte Arno.

Wieder sprachen die Männer miteinander. Dann standen sie auf und verließen den Raum. Arno hörte, wie sie den Riegel vorschoben, der hier, wie an allen goanischen Türen, außen angebracht war. Das Fenster war vergittert, wie die meisten Fenster zu ebener Erde. Arno sah in einen Garten.

Er wunderte sich darüber, wie ruhig und zuversichtlich er war. Er steckte ja mitten in der gefährlichsten Situation seines bisherigen Lebens! Er fürchtete sich nicht! Aber er hatte sein Leben lang Angst davor gehabt, er könnte in eine

gefährliche Situationen geraten, und alles getan, um das zu vermeiden! Aus Vorsicht hatte er auf manches verzichtet, woran andere Vergnügen fanden. Offensichtlich hatte er seine Fähigkeit, mit Gefahren umzugehen, bisher unterschätzt! Er sah eine weitläufige Landschaft von Möglichkeiten vor sich. Als er einatmete, erwartete er, dass sein Brustkorb an die Wände stoßen würde.

Die Männer hatten sich, soweit es die Situation erlaubte, korrekt verhalten. Sie würden ihn wahrscheinlich bald laufen lassen. Für seinen Auftrag in Vasco war es jetzt zu spät. Es begann schon zu dämmern. Wer würde nun das Kind in Sicherheit bringen? Hoffentlich hatte der Reporter alles Nötige unternommen! Arno sah sich im Raum um. Alles kahl, Wasserflecken an der Decke. Draußen wurde es dunkel. Plötzlich leuchtete eine Glühlampe über ihm auf, die nackt von der Decke hing. Er würde jetzt seinen Brief weiterlesen. Der war völlig zerknittert. Arno glättete ihn.

„Als Peters Vater nach Indien fuhr, um bei der Suche des Leichnams zu helfen, sagte man ihm, wie schnell Peter gelernt habe, wie unglaublich fortgeschritten er angesichts der wenigen Studienjahre in seinem Verständnis gewesen sei. Ich hoffe, Barbara hat recht. Ich denke, er starb an einem Platz, den er liebgewonnen hatte, und er hatte genau das getan, was er hatte tun wollen. Wir alle lieben seinen kühnen Geist, sein gutes Herz und seine wachsende Leidenschaft für spirituelles Verstehen. Ich denke, seine Zeit

in Indien, der Umgang mit den indischen Lehrern und sein hinduistischer Glaube steigerten noch die wunderbaren Eigenschaften, die Peter schon hatte, und bereiteten ihn auf die möglichen Wunder vor, die das Leben nach seinem Leben für ihn bereithält. Auch deswegen wird uns Indien immer lieb und teuer sein.“

Hier endete der Brief. Von den Toten nur Gutes! Es war klug und nicht selbstverständlich, dass das republikanische Komitee-Mitglied diese Sichtweise wählte. Damit ehrte der Mann die Überzeugung seiner Kinder und das Land Indien. Vielleicht hielt er sie ja im Grunde seines Herzens alle miteinander für Spinner. Arno faltete den Brief zum vorläufig letzten Mal zusammen und steckte ihn ein.

Es geschah immer noch nichts. Seine Uhr zeigte Mitternacht. Der Raum war bis auf den Tisch und die drei Stühle vollständig leer. Arno fühlte sich sehr müde, aber er mochte sich nicht auf den Steinboden legen. Endlich wurde der Riegel zurückgeschoben. Die beiden Männer hatten eine junge Frau mitgebracht. Arno ahnte, wer sie war. Er sah ihnen entgegen und wartete ab.

„Er ist es nicht“, sagte die Frau auf Englisch. Offensichtlich sollte auch Arno verstehen, was sie sagte.

„Nein“, sagte Arno., „Ich heiße Arno Fischer und bin aus Deutschland.“ Es war besser, nicht zu verraten, dass er Ramon kannte.

Die Frau lächelte kaum merklich. Arno sah es. Sie war natürlich zufrieden, dass die Brüder nicht Ramon eingefangen hatten. Die beiden Männer ärgerten sich. „Er ähnelt Ramon sehr“, sagte die Frau, „kein Wunder, dass ihr ihn verwechselt habt.“

„Kann ich jetzt gehen?“, fragte Arno.

„Du kennst Ramon!“, sagte der Ältere heftig.

„Nein, ich kenne keinen Ramon!“

„Gib es zu!“

„Ich kenne keinen Portugiesen!“

„Du wirst so lange hier bleiben, bis du es dir anders überlegt hast.“

„Die Polizei wird diesen hier suchen. Ihr wisst, wie gut sie die Ausländer schützen. Man wird auf uns aufmerksam“, gab die Frau zu bedenken.

„Misch dich nicht ein“, sagte der Jüngere.

„Aber sie hat nicht ganz Unrecht“, sagte der Ältere.

„Dann lasst ihn gehen!“

Sie berieten sich längere Zeit in ihrer Sprache.

Schließlich sagte der Ältere: „Wir sind Richter über den Brasilianer. Wir wollen keinem anderen Schaden zufügen. Wir werden dir die Augen verbinden und dich in die Nähe deiner Wohnung bringen. Wohnst du auch in Panjim?“

Einer verließ den Raum. Der andere stellte sich so auf, dass die Frau nicht mit Arno sprechen konnte. Sie hätte es gern getan, das sah Arno. Auch sie verließ den Raum. Bald

kam der erste mit einem Tuch in der Hand zurück. Er verband Arno die Augen fest, aber nicht schmerzhaft. Dann fesselte er ihm die Hände auf dem Rücken. Einer der beiden führte Arno aus dem Raum. Plötzlich fühlte er eine Berührung an der rechten Hand. Er begriff sofort und fasste zu. Der Zettel war leicht in der Hand zu verbergen.

Die Fahrt dauerte lange. Vielleicht machten sie Umwege, um ihn irrezuführen. Endlich hielt das Auto. Sie ließen ihn aussteigen und nahmen ihm die Fessel und das Tuch ab. „Sorry, dass wir dich erschreckt haben. Nichts für ungut!“ „Schon okay“, sagte Arno. Das Auto fuhr ab.

Es fing an, hell zu werden. Arnos Uhr zeigte sechs. Er entfaltete den zerdrückten Zettel: „Bring ihn schnell in Sicherheit. Sie wollen ihn töten. Er soll die Nummer 9822176027 anrufen. Nur mit Isha sprechen. Sie gibt mir Nachricht.“ Arno steckte den Zettel in die Brusttasche seines Hemdes. Er würde ihn gleich Ramon ins Hotel Fidalgo bringen, wo er sich mit Hilfe von Arnos Pass einquartiert hatte. Er wollte nicht auf Arnos Rat hören und die Stadt verlassen.

Sie hatten ihn an der Immaculata-Kirche abgesetzt. Er ging die Straße zum Altinho hinauf. Die Stadt erwachte.

In der Haustür stand Bernardo und sah Arno entgegen. „Guten Morgen“, sagte Arno.

Bernardo lächelte nicht zurück. „Ruf doch bitte das nächste Mal an, wenn du woanders übernachten willst“, sagte er vorwurfsvoll.

„Das werde ich ganz bestimmt tun!“, versprach Arno. „Hast du schon gefrühstückt? Ich bin hungrig wie ein Wolf und habe dir etwas zu erzählen.“

Arno lächelte Bernardo wieder an und der konnte nun doch nicht anders als zurücklächeln. Er ging vor Arno ins Haus und rief einer der kleinen Frauen etwas zu, die daraufhin mit einem zweiten Frühstücksgedeck erschien.

„Ich habe die letzte Nacht nicht geschlafen“, sagte Arno fröhlich.

„Nein?“ Bernardo sah ihn erwartungsvoll an.

„Aber jetzt muss ich erst einmal dringend telefonieren.“

Auch Rajashree war nun bei seinem Frühstück, das er sich vom Büroboten hatte holen lassen. Seit morgens um halb sechs saß er in der Redaktion und schrieb. Wann sein Artikel veröffentlicht würde, war noch nicht sicher. Wahrscheinlich musste man warten, bis die Hintermänner sich verraten hatten. Zum ersten Mal schrieb Rajashree über ein Ereignis, von dem er nicht nur durch andere erfahren oder dem er bestenfalls zugesehen hatte, sondern dessen Hauptakteur er war! Sein Chef hatte ihn angewiesen, das zu verschweigen. Es sah sonst so aus, als würde der 'Herald'

selbst für Sensationen sorgen, über die er anschließend berichten könnte.

„Die Hauptzeugin des Ereignisses sagt aus, sie habe den Jungen auf den Rat des Befreiers hin in ihr Haus aufgenommen. Dort habe der Befreier ihn gleich nach Dunkelwerden abgeholt. Der Junge sei sehr einsichtig gewesen und ohne Aufhebens mitgegangen. Der Befreier sei mit dem Kind in ein in Sichtweite der Hütte stehendes Auto gestiegen und abgefahren. Einer der Händler an der Kreuzung der beiden Hauptstraßen berichtet folgendes: Ein weißer Maruti sei sehr langsam an seiner Bude vorbeigefahren. Das sei ihm aufgefallen, denn für gewöhnlich führen alle Fahrzeuge, so schnell sie könnten. Der weiße Maruti sei ohne jeden ersichtlichen Grund so langsam gefahren, als ob er habe halten wollen, was an dieser Stelle aber unmöglich gewesen wäre.“

Was war für einen indischen Autofahrer schon unmöglich? Diese Passage müsste er noch überarbeiten. Erst einmal weiter.

„Ein anderer weißer Maruti habe sich quer vor den ersten gestellt und ihn damit zum Anhalten gezwungen. Rückwärts fahren konnte er nicht, weil inzwischen mehrere Fahrzeuge hinter ihm standen, die ein Hupkonzert veranstalteten. Nun seien auch andere Budenbesitzer aufmerksam geworden. Aus dem quer stehenden Auto seien

dann zwei Männer gestiegen und auf das erste Auto zugerannt.“

Das war wirklich ein sehr ungemütlicher Augenblick! Sie hätten ja bewaffnet sein können. Er hatte schnell auch noch die Fahrertür verriegelt. Leicht sollten sie es jedenfalls nicht mit ihm haben. Trotz der Dunkelheit war alles genau zu verfolgen, denn in Vasco wie in anderen Städten Goas funktionierte die Straßenbeleuchtung ausgezeichnet, sogar wenn in den Häusern wieder einmal der Strom ausfiel.

„Die beiden Männer zerrten gleichzeitig an den beiden vorderen Autotüren, bekamen sie aber nicht auf. In diesem Augenblick kam von der anderen Seite ein Polizeiauto. Es hielt, vier Polizisten stiegen schnell aus und liefen, je zwei, auf einen der beiden Männer zu, die an den Türen rüttelten. Die Männer leisteten keinen Widerstand. Sie ließen sich Handschellen anlegen und zum Polizeiauto führen. Einer der Polizisten fuhr den quer stehenden Maruti weg. Der erste Wagen fuhr nun weiter. Das Polizeiauto mit den drei übrigen Polizisten und den beiden verhafteten Männern setzte ebenfalls seinen Weg fort.“

Ganz so glatt konnte Rajashree den Bericht nicht stehen lassen. Er musste ihn auf ein paar unterschiedliche Zeugen verteilen. Erstens war das spannender und außerdem wahrscheinlicher, denn ein Budenbesitzer mit so ausgeprägter Beobachtungsgabe hätte sich vermutlich längst einen einträglicheren Job gesucht.

„Die Polizei lässt Folgendes verlauten: Die beiden Männer stammen aus Karnataka. Sie haben nicht lange geleugnet.“ Dafür wurden sie wohl zu schlecht bezahlt. „Ein ‚Weißer‘, groß, blond mit Bürstenschnitt und harter Aussprache im Englischen habe sie beauftragt, den Jungen zu beobachten. Der sei zuerst in einem Haus verschwunden und dann von einem ‚Shri‘ im Auto abgeholt worden. Es war aber der falsche, deshalb hätten sie versucht, ihm den Jungen, den sie beobachten sollten, wieder abzunehmen. Den ‚Weißen‘ hätten sie nur einmal gesehen, als er ihnen den Auftrag erteilt habe. Er habe ihnen im Voraus Geld gegeben und versprochen, nach erfolgreicher Aktion mehr zu bezahlen. Die Männer befinden sich in Polizeigewahrsam. Sie werden wenigstens bis zur Gegenüberstellung mit dem ‚Weißen‘ dort bleiben müssen.“

Es war durchaus möglich, dass die beiden die Wahrheit sagten. Wladimir mochte sich gedacht haben, je weniger der einzelne wisse, desto sicherer sei es für ihn. Für ein paar Rupien fand er leicht immer neue Helfer.

„Das Kind ist in Sicherheit. Die Suche nach den Eltern geht weiter. Der Junge ist noch zu verstört, um sich an Einzelheiten seiner früheren Umgebung zu erinnern.“

Der ‚Weiße‘ würde seine Helfer und das entführte Kind vermissen und wäre gewarnt oder würde sich verraten. Das blieb abzuwarten. Was aus Arno geworden war, wusste Rajashree noch nicht.

Da klingelte das Telefon.

20 Rehana lernt Dilip kennen und fährt ins Hotel Fidalgo

Rehana war mit fünfzehn anderen Kindern im Haus, das ihrem Vater und seinen Brüdern gehörte, aufgewachsen. Die Kinder aßen zusammen. Sie schlief mit den anderen Mädchen in *einem* Raum, die Jungen in einem anderen. Nach außen hielten sie zwar fest zusammen, aber zwischen ihnen gab es Konkurrenzkämpfe um die Aufmerksamkeit der Erwachsenen. Rehana war ein niedliches kleines Mädchen. Ihre Chancen bei den Erwachsenen wusste sie noch durch besondere Liebenswürdigkeit zu erhöhen. Sie hatte früh gelernt, den Ausdruck ihrer Gefühle zu kontrollieren. Anders hätte sie in dieser Gemeinschaft seelisch nicht überleben können.

Da sie gut rechnen konnte und ihr Licht nicht unter den Scheffel stellte, durfte sie die Grund- und die Mittelschule besuchen, die sie nach zehn Schuljahren im Alter von fünfzehn Jahren abschloss. Ihre Zeugnisse waren gut. Deshalb wurde sie angenommen, als sie sich mit Erlaubnis der Familie bei der Bank von Indien bewarb. Dort arbeitete sie seit sechs Jahren. Das Geld, das sie in der Bank verdiente, wurde auf einem Konto für ihre Aussteuer festgelegt. Ein Bräutigam war schon gefunden. Der junge Mann war Rehana sympathisch, aber verlieben konnte sie sich nicht in ihn. Sie sah damals gelassen in die Zukunft. Sie würde das Leben

einer Durchschnittsfrau führen. Sie würde, bis die Kinder kämen, in der Bank arbeiten und entweder mit Mann und Kindern in einer Wohnung in einer Stadt oder zusammen mit den Familien der Brüder ihres Mannes in deren Haus auf dem Land leben. Das würde ihr Verlobter noch entscheiden.

Bei der ersten Begegnung mit Ramon auf dem Jahrmarkt in Santa Cruz traf sie der sprichwörtliche Blitzschlag. Sie war zu scheu, um das später Ramon einzugestehen. Auf ihren Morgenspaziergängen konnte sie mit ihm ungestört sprechen, nachdem es ihr gelungen war, ihren zwölfjährigen Wächter abzuschütteln. Die älteren Brüder fanden erst nach einiger Zeit heraus, dass Rehana nicht mehr von ihrem jüngsten Bruder, sondern von Ramon begleitet wurde. Sie handelten sofort.

Der Familienrat verbot ihr, weiter zur Arbeit oder zu einem anderen Zweck aus dem Haus zu gehen. Die Mauer des Grundstücks begrenzte ihre Bewegungsfreiheit.

Rehana hatte sich während der glücklichen Zeit der Spaziergänge zu Hause ganz und gar wie in der Zeit davor verhalten und auch jetzt schien sie unverändert. Ihre Kindheit war ihr eine gute Schule gewesen. Sie wurde voller Misstrauen beobachtet, aber es gelang ihr, sich ganz unbefangen zu geben, als ginge die Geschichte sie gar nichts an. Sie langweilte sich, denn sie war es ja gewohnt, sechs Tage in der Woche zur Arbeit zu gehen. Sie zeigte, dass sie

sich langweilte, weil sie hoffte, ihre Brüder würden ihr etwas mehr Spielraum gewähren.

Tatsächlich durfte sie schon eine Woche später ihre beste Freundin empfangen. Damit war ihre Isolation durchbrochen. Der Vater Ishas besaß ein Mobilfon, das er nur zu Hause nach der Arbeit gebrauchte. Die Tochter hatte ihm die Erlaubnis abgeschmeichelt, es während des Tages gelegentlich zu benutzen.

„Ramon wird mich befreien“, sagte Rehana zu Isha. Das Telefon könnte dabei helfen. Aber wie sollte Ramon die Nummer erfahren? Rehana wusste nicht, wo er sich aufhielt. Aber sie war sicher, dass er lebte, dass also die Brüder das Todesurteil noch nicht vollstreckt hatten, denn sonst hätte sie sich wieder frei bewegen dürfen. Rehanas Kontakt mit Isha hielten die Männer offenbar für ungefährlich, wohl weil ihnen die Freundin scheu und ängstlich erschien.

Die Brüder, die den Brasilianer töten sollten, verschleppten den Mann, den sie für Ramon hielten, von Vasco weit in den Süden Goas. Dort besaß ein Verwandter ein einsam stehendes Haus, das nicht bewohnt wurde. Dieses Haus war ihrer Meinung nach für Prozess und Hinrichtung geeignet. Als sie wegen seiner Sprache Zweifel an der Identität des Mannes bekamen, wurde Rehana herbeigeschafft. Zwar hätte sie lügen können, aber wahrscheinlich wäre das den Brüdern nicht entgangen. Rehana zeigte ihre Erleichterung deutlich, als sie gesehen

hatte: Dieser Mann sah Ramon nur ähnlich, aber er war es nicht! Sie sagte ihren Brüdern, sie wolle nicht, dass Ramon getötet würde, denn sie habe ihn geliebt. Jetzt aber habe sie auf ihn verzichtet, weil sie einsehe, dass Tradition und Familienehre Vorrang hätten. Sie sei einem anderen versprochen und Vater, Onkel und Brüder dürften nicht wortbrüchig werden. Sie hatten ihr halb geglaubt.

Rehana versteckte ihre Freude, nachdem sie von ihrer nächtlichen Reise zurückgekehrt war. Bald würde sie etwas von Ramon hören, denn er hatte ihren Zettel ganz bestimmt schon in Händen. Zwei Tage später kam Isha mit einer guten Nachricht. Am Tag zuvor hatte Ramon sie am Telefon erreicht. Als sich am Abend des vorangegangenen Tages der Vater gemeldet hatte, war aufgelegt worden. Er erzählte das ärgerlich beim Abendessen. Isha stand schnell vom Tisch auf, um ihre Aufregung nicht zu verraten.

Ramon ließ sagen, Rehana solle versuchen, ihre Geburtsurkunde und eine Aufenthaltsbestätigung vom Sarpanch zu bekommen. Er werde alles vorbereiten, sodass sie sofort heiraten könnten. Er erwarte sie im 'Fidalgo' mitten in der Stadt. Notfalls werde er sie mit Hilfe der Polizei befreien. Wenn sie erst verheiratet wären, könnte ihre Familie ihnen nichts mehr anhaben.

Die Papiere besorgen würde der leichtere Teil sein, der Bewachung entkommen der schwerere! Aber Rehana hatte schon eine Idee.

Isha war gemeinsam mit dem Sohn des Sarpanch zur Grundschule gegangen. Der Sarpanch hatte einmal einen Grenzkonflikt mit Rehanas Familie gehabt und war seitdem schlecht auf sie zu sprechen. Er würde ihnen gerne eins auswischen. Der Sohn rannte beim Vater offene Türen ein. Zu den Dokumenten im Haus hatte Rehana leichten Zugang, da die Familie ihr das Ordnen und Sammeln der Papiere überließ. Sie besaß sogar einen Paß, denn sie hatte im letzten Jahr einen Onkel in Oman besucht.

Rehana saß am Abendbrottisch, ohne etwas zu essen. Sie klagte über Übelkeit und entschuldigte sich. Einer der Frauen im Haus sagte sie, sie habe erbrochen und der Bauchschmerzen auf der rechten Seite. Den nächsten Tag war sie im Bett geblieben und hatte über dieselben Schmerzen geklagt. Sie seien stärker geworden. Da holten sie einen Arzt.

Rehana hatte sich im Medizinbuch, das eines der wenigen Bücher im Haus war - neben einigen Ausgaben des Koran in Arabisch und in der Landessprache -, genau durchgelesen, welche Symptome sie simulieren musste. Der Arzt kam am frühen Morgen und untersuchte sie. Sie schrie auf, als er ihr auf den Bauch drückte. Da stand seine Diagnose fest. Er ordnete an: Sofort ins Krankenhaus, sonst kann es einen Durchbruch geben, an dem Rehana sterben könnte. Sie drehte ihr Gesicht zur Wand, denn dieses Mal hätte sie den Ausdruck von Freude und Triumph in ihrem Gesicht vielleicht nicht ganz verbergen können. Die Brüder

machten betretene Gesichter. Sie verständigten sich mit Blicken, dass sie darüber erst einmal miteinander beraten wollten. Nach einer Weile kamen sie zurück. Der Arzt hatte so lange gewartet. Der Ältere sagte:

„Gut, also ins Krankenhaus. Wir wollen nicht, dass sie stirbt.“

„Obwohl sie es verdient hätte“, setzte der Jüngere leiser hinzu.

Der Arzt sah ihn missbilligend an. Er würde Rehana, noch bevor seine Sprechstunde begann, ins Krankenhaus nach Bambolim fahren. Rehana bat darum, dass man ihr Isha zur Begleitung mitgeben möge. Niemand hatte etwas dagegen und sie wurde gleich geholt. Eine Schwester Rehanas packte ein paar Sachen für sie zusammen und stützte sie auf dem Weg zum Auto. Die Täuschung war vollkommen. Dies waren die ersten Schritte in die Freiheit!

Sie kamen zu viert in die Notaufnahme. Rehana, auf Isha gestützt, und die beiden ältesten Brüder. Dilip sah von einem zum anderen. Er kannte das, ganze Familien brachten ihren Kranken. Sein Blick blieb auf Rehana haften.

„Was für Beschwerden haben Sie denn?“

Rehana legte die rechte Hand auf die rechte Bauchseite und stöhnte.

„Ich werde die Frau jetzt untersuchen, bitte warten Sie draußen“, sagte er zu den beiden Männern.

„Können Sie sie nicht dort hinter dem Vorhang untersuchen?“

„Wen ich wo untersuche, müssen Sie schon mir überlassen“, sagte der Arzt kurz angebunden. „Also bitte!“

Widerstrebend verließen die beiden den Raum.

„Ich möchte mit Ihnen reden“, sagte Rehana. Sie musste alles auf eine Karte setzen. Auf einem Tisch sah sie die mit einer Blumengirlande geschmückte Krishna-Statuette, die gab ihr Zuversicht.

Rehana erzählte ihre Geschichte, so knapp und gleichzeitig so ausdrucksvoll wie möglich.

„Ich habe von Ihnen gehört“, sagte Dilip.

„Von mir gehört?“, fragte Rehana.

„Ihr brasilianischer Freund, Ramon, hat mir von Ihnen erzählt.“

„Sie kennen ihn?“

„Er ist nun ja wieder ganz gesund.“

„War er denn krank?“

„Ach, das wissen Sie alles gar nicht?“ Dilip erzählte ihr, was mit Ramon geschehen war, und sagte dann: „Ich weiß, dass die Situation ernst ist. Aber hier sind auch Sie jetzt in Sicherheit. Ein Ausweg wird sich finden, auch wenn Ihre Brüder Tag und Nacht Wache halten.“ Er dachte einen Augenblick nach. „Manche Räume haben zwei Ausgänge“, setzte er dann lächelnd hinzu. Rehana fiel ein Stein vom Herzen, Isha seufzte erleichtert auf.

„Sie kommen jetzt erst mal in ein Bett. Dort müssen Sie bis übermorgen warten, weil dann erst wieder operiert wird“, sagte Dilip.

„Operiert wird?“, fragte Rehana irritiert.

„Wir wollen doch sonst niemanden ins Vertrauen ziehen, oder?“

„Nein, nein. Machen Sie alles so, wie Sie es für richtig halten. Ich bin mit allem einverstanden.“

„Sie liegen also zwei Tage im Bett und haben weiter Schmerzen. Der Eisbeutel auf dem Bauch wird Sie hoffentlich nicht stören.“

„Durchaus nicht“, versicherte Rehana.

Im Frauenkrankezimmer Nummer sechs war männlicher Besuch nur mittags von eins bis zwei erlaubt. Die Brüder wechselten einander vor der Tür des Krankenzimmers alle vier Stunden ab. Sie hatten einen der seltenen Stühle gefunden, die nicht in einer Reihe mit anderen am Fußboden befestigt waren. Den stellten sie neben die Tür von Rehanas Zimmer. Am nächsten Mittag kam der Jüngere an Rehanas Bett. Sein misstrauischer Blick kränkte sie. Aber wenn sie nicht misstrauisch wären, würden sie sie nicht Tag und Nacht bewachen. Und außerdem hatten sie ja recht!

Am nächsten Tag wurde Rehana in den Operationsaal gefahren. Die übliche Beruhigungspille gab ihr der Arzt selbst, und zwar so, dass die Krankenschwester es gut sehen

konnte. Sie schmeckte süß. Rehana biss darauf. Die Pille war auch innen süß.

Rehana wurde hinter einen Vorhang gebracht. Dort gab ihr Dilip eine Plastiktüte: „Ziehen Sie das hier an.“ Er hatte an alles gedacht. Der Churidar war schneller angezogen als ein Sari und mit dem Tuch konnte sie ihr Gesicht verdecken. Das taten manche Frauen, es würde nicht auffallen. Gerade als sie fertig war, schob Dilip den Vorhang zur Seite. „Hier lang“, sagte er und winkte ihr. Sie verließen den Operationssaal auf der gegenüberliegenden Seite durch den Personaleingang. „Blauer Maruti“, sagte er. „Hält direkt vor der Tür.“ Rehana drückte ihm schnell die Hand. Dilip nickte. Sie stieg ins Auto. „Fidalgo“, sagte sie zum Fahrer.

21 Angela, Bernardo und Vilma sprechen miteinander

Die Wache hielt Angela die Tür auf, als sie vom 'Thomas Cook's', wo sie Geld gewechselt hatte, die drei Stufen zur Mandovi-Promenade hinunterstieg. Dilip hatte den Vorschlag gemacht, dass sich seine Schwiegermutter und seine Mieterin persönlich kennenlernen sollten. Angela stimmte sofort zu. Noch diesen Abend würde Dilip auf dem Weg in seine Praxis in Merces Vilma zu Angelas Wohnung bringen. Auf dem Rückweg würde er sie dann wieder abholen. Dilip war in Merces aufgewachsen, deshalb behandelte er ‚aus Karitas‘, wie er sagte, die armen Patienten dort ohne Honorar.

Auf der anderen Straßenseite fuhren die überfüllten Busse zu ihrem Dorf ab, aber sie nahm lieber eine Rikscha. Am Markt standen immer einige, also wendete sie sich der Stadt zu. Wenn man etwas Angenehmeres als den Dreck auf der Straße sehen wollte, brauchte man nur den Blick zu heben. Allerdings war man dann in Gefahr, ins nächste Loch in der Straße zu treten und sich ein Bein zu brechen. Also sah Angela doch lieber auf den Boden.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hielt ein Auto. Es war Bernardo, der von seinem Büro kam und nach Hause fuhr.

„Wollen wir im Navtara etwas trinken?“, fragte er durch sein offenes Autofenster, als Angela auf seiner Höhe war. Bis

Vilma zu ihr kommen sollte, war noch eine ganze Stunde Zeit.

Im Navtara saß man gut. Die Bedienung war freundlich und aufmerksam. Alle jungen Männer, die dort bedienten, konnten mehrere Gerichte und Getränke im Gedächtnis behalten. Wem das nicht gelang, der musste sehr schnell wieder gehen. Andere drängten nach.

Die Ventilatoren summteten.

„Waren Sie eigentlich schon bei den Dudhsagar-Fällen?“ fragte Bernardo.

„Manche Paradiese bewahre ich mir durch Nichtbetreten“, antwortete Angela. Bernardo schmunzelte.

„Was ist eigentlich aus der Kindesentführung geworden?“ fragte er dann.

„Die Polizei war erfolgreich“, sagte sie.

Bernardo wurde plötzlich aufmerksam. „Und?“, fragte er. „So reden Sie doch!“

„Im Haus der Schwiegermutter meines Vermieters in Calangute hat man das Kind gefunden und aufs Polizeirevier gebracht.“

„Das ist ein schwerer Schlag für alle, auch für Arno!“, sagte Bernardo bekümmert.

„Das ist nicht das Ende der Geschichte.“

„Nein, es wird ja gewiss ein Nachspiel für alle Beteiligten geben. Hoffentlich wird man Arno glauben, dass er unschuldig ist.“

„Die Geschichte endet wie ein englisches Märchen:
,Und seit der Zeit lebten sie immer glücklich‘.“

„Es ist also alles in Ordnung? Und wie ist es dazu
gekommen?“

„Ich bin als reitende Botin erschienen und habe im
letzten Augenblick die Verurteilte dem Henker entrissen.“

Angela sah Bernardo ins Gesicht. Er hatte wohl
verstanden, dass sie mit dem Witzeln ihre Rolle bei der
Sache herunterspielen wollte.

„Ich habe mit den Eltern gesprochen“, sagte sie. „Der
Mutter ging es vor allem darum, dass es das Kind gut hat.
Der Vater versuchte, möglichst viel Geld herauszuschlagen.“

„Und?“

„Wir haben zusammengelegt“, sagte Angela.

„Da hätten Sie mich auch einspannen können“,
murmelte Bernardo.

„Das kann ja noch kommen.“ Angela lächelte
spitzbübisch.

„Und?“, fragte Bernardo weiter.

„Mit der von den Eltern signierten
Einverständniserklärung in der Tasche fuhr ich dann zum
Polizeirevier in Calangute, um Rosa auszulösen.“ Auf
Bernardos fragenden Blick hin fügte sie hinzu: „Wilma hatte
mich angerufen. Gutes Timing, finden Sie nicht?“ Bernardo
nickte.

„Manuela musste nur noch eine Eingabe beim Stadtmagistrat machen. Die Eltern wurden vorgeladen und innerhalb von zehn Tagen wird das Gericht die Adoption für rechtskräftig erklären.“

„Dass das so einfach ist“, sagte Bernardo. Es klang ein wenig enttäuscht. Er hatte vielleicht mit einer spannenderen Erzählung gerechnet.

„Es gibt auch die Möglichkeit, sich an eine amerikanische Dame zu wenden, die bei Adoptionen hilft.“

„Das ist ja nun nicht mehr nötig“, sagte Bernardo. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu:

„Wollen Sie nicht zum Abendessen mit zum Altinho kommen? Meine Köchin sorgt immer gut für mich. Ich kann Ihnen gerne etwas von meiner Ration abgeben, zumal Sie nicht danach aussehen, als ob Sie allzu reichlich zulangten.“

„Das würde mir wirklich Freude machen“, antwortete Angela, „aber heute Abend kommt Dilips Schwiegermutter Vilma noch zu mir.“

„Aus Calangute?“

„Nein, nein. Sie ist bei ihrer Tochter in Panjim.“

„Was halten Sie davon, wenn wir sie in mein Haus umdirigierten? Wollen wir sie fragen?“

Die drei alten Herrschaften saßen nach einem etwas knappen Abendessen bei einem Glas Wein um den niedrigen Tisch in Bernardos Wohnzimmer. Arno hatte sich gleich nach

der Mahlzeit entschuldigt, er habe noch Briefe zu schreiben. Bernardo schmunzelte. Wollte er die Alten nicht stören oder wollte er sich nicht mit ihnen langweilen? Angela kämpfte mit der Härte der Sitzbank; Bernardo bemerkte es und ließ ihr Kissen bringen.

„Wir stammen ja alle drei noch aus einer Zeit, in der man aufs Erzählen angewiesen war, wenn man sich und einander unterhalten wollte“, sagte Vilma nach einer kurzen Zeit des Schweigens. Die beiden anderen sahen sie erwartungsvoll an.

„Wie wäre es, wenn wir einander Jugenderinnerungen erzählen würden?“, fuhr Vilma fort.

„Eine gute Idee“, sagte Bernardo. „Besonders interessieren würde es mich, wie man nach dem verlorenen Krieg in Deutschland gelebt hat! Wollen Sie uns etwas davon erzählen, Angela?“

Angela überlegte. Dann sagte sie:

„Der Krieg spielt in meiner Erzählung gar keine Rolle mehr, aber sie wirft ein Licht auf die damalige Zeit - oder vielleicht doch eher auf meine Person.“

„Umso besser“, sagte Vilma.

Angela wohnte mit ihren Eltern in einem Dorf ‚im Westen‘. Die Firma, bei der ihre Mutter arbeitete, war kurz vor dem Ende des Krieges aus Oberschlesien dorthin ‚verlagert‘ worden und der Vater kurz nach Kriegsende zu ihnen zurückgekehrt.

Es musste im Frühling 1947 gewesen sein. Sie hatte die Aufnahmeprüfung zur Oberschule in der zwölf Kilometer entfernten Stadt bestanden und freute sich sehr auf den Neubeginn, denn sie erwartete, dass die neuen Mitschülerinnen sie nicht quälen würden. In der Dorfschule hatten sie und die anderen ‚Flüchtlingskinder‘ viel zu leiden. Sie wohnten in einem Barackenlager, das ursprünglich für den ‚Arbeitsdienst‘ errichtet worden war. Das ‚Lager‘ lag außerhalb des Ortes, sodass sie, wenn sie vom Bahnhof im Nachbardorf zurückkäme, kaum jemandem aus ihrem Dorf begegnen würde, in keinem Fall einer Horde Schulkinder.

Noch ging sie zur Dorfschule. Auf dem Rückweg hatten sie und ein gleichaltriges Mädchen aus dem Lager ein besonderes Spiel entwickelt. Es war sportlicher Natur und bestand darin, Knüppel, die herumlagen - der Winter musste also vorüber gewesen sein, denn sonst hätte nirgendwo auch nur ein Span herumgelegt - es bestand also darin, Knüppel in die Windschutzscheiben der wenigen vorbeifahrenden Autos zu werfen. Wer die meisten Treffer erzielte, hatte gewonnen. Man konnte die Knüppel den Autos auch hinterherwerfen, aber dann war es schwerer, sie zu treffen. Es war Angela nicht in den Sinn gekommen, sich in die Autofahrer hineinzusetzen. Sie betrachtete die Autos, solange sie fuhren, als selbstständige mechanische Wesen.

Eines Tages traf Angela mit ihrem Knüppel eine Windschutzscheibe und das Auto hielt. Beide Mädchen liefen in den Friedhof gleich neben der Straße und versteckten sich hinter den Grabsteinen. Da Angela die Schuldige war, ließ sich die andere finden und verriet dem wütenden Autofahrer, wo Angela sich versteckt hatte. Der Mann fasste sie fest ums linke Handgelenk und befahl ihr, ihn zu ihren Eltern zu führen. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als ihm zu gehorchen, zumal die Verräterin mitgehen musste, um zu bestätigen, dass Angela den Autofahrer nicht in die Irre führte. Sie näherten sich dem ‚Lager‘. Als sie es betraten, ließ der Mann ihr Handgelenk los. Angela war dafür dankbar.

Sie wohnten in einem winzigen Barackenzimmer: zwei mal vier Meter mit einer Bettnische. Auf der unteren Pritsche lag ihre Mutter. Sie war gerade krank. Der Mann setzte sich auf den Stuhl am Fenster, dem Kopfende des Bettes gegenüber. Er berichtete. Angela stand verstockt dabei. Die Mutter zeigte angemessenes Entsetzen. Angela schwieg. Da sagte die Mutter zu ihr: „Ja, wenn du so etwas machst, dann werden sie dich in der Oberschule wohl kaum nehmen!“ Das Eis brach, und Angela zerfloss in Tränen. Der Mann murmelte noch ein paar Ermahnungen und ging dann sehr schnell seiner Wege. Er mochte froh gewesen sein, dem Elend möglichst bald den Rücken zu kehren. Sie hörten nichts mehr von ihm.

„Dazu wäre allerlei zu sagen“, fand Bernardo.

„Oder wir lassen es einfach dabei“, schlug Vilma vor und begann ihre Erzählung: „Es war im Sommer 1942. Der Zweite Weltkrieg hatte uns gezwungen, aus Rangun wegzugehen und nach Goa, in die Heimat meiner Eltern, zurückzukehren. Mein Vater mietete einen Bungalow am Strand und wir verbrachten dort zwei glückliche Monate.

Das Meer faszinierte mich sehr. Oft saß ich am Ufer und sah in ehrfurchtsvollem Staunen auf die unendliche Weite des Arabischen Meeres.

Jeden Morgen gingen meine beiden Schwestern und ich zum Strand, um den Fischern beim Einholen der Netze zuzusehen. Damals gab es nur Ruderboote. Motorboote kamen erst später. Die Fischer ruderten ihre Boote zum Strand und zogen ihre Netze ans Ufer. Ich sah gerne den verschiedenartigen Fischen zu, wie sie im Netz sprangen. Nachdem der Fang aus den Netzen geholt und zum Verkauf auf dem Markt weggebracht worden war, gingen wir nach Hause.

Eines Morgens sah ich mir wieder einmal das Fischen an und zu warten. Ich spielte am Strand entlang, fing winzige Krebse, die im nassen Sand verschwinden wollten, und verlor schließlich das weiße Kreuz aus den Augen, das ein paar Meter von unserem Bungalow entfernt stand.

In Goa steht vor den meisten, jedenfalls den katholischen Häusern, ein Kreuz, um die bösen Geister abzuschrecken. Sie dienen gleichzeitig der Orientierung. Vor

unserem Haus stand ein solches Kreuz. Ich ging immer weiter und suchte vergeblich nach dem Kreuz. Nirgendwo war es zu sehen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich war ganz allein, konnte die Landessprache nicht und hatte keine Ahnung, wo ich war.

Viele Leute, die mich sahen, fragten mich, warum ich weinte. Da ich in Birma geboren und aufgewachsen war, konnte ich Konkani weder sprechen noch verstehen. Alles, was ich sagen konnte, war: ‚Weißes Kreuz.‘

Ich war sicherlich schon eine Stunde lang gegangen. Einige Fischer brachten mich dann ins Dorf, um mir die Möglichkeit zu geben, mein Haus wiederzufinden. Inzwischen war ich auf dem Marktplatz in Candolim angekommen, gut zwei Kilometer von Calangute, wo wir wohnten, entfernt.

Eine Menge versammelte sich um mich. Wohlmeinende Leute fragten mich, aber leider konnte ich ihnen nicht antworten, weil ich nicht Konkani sprechen konnte.

Zu meinem Glück kam der Arzt, dessen Haus wir gemietet hatten, an der Menschenansammlung vorbei. Er erkannte mich, und als er erfuhr, dass ich mich verlaufen hatte, bot er mir an, mich nach Hause zu bringen. Ich kann nicht in Worten ausdrücken, wie glücklich ich war! Ich setzte mich auf die Stange seines Fahrrades - damals gab es noch keine Motorroller - und wir fuhren zu mir nach Hause. Meine Familie war überglücklich, mich wiederzusehen. Mein Vater

war noch nicht von der Polizeistation zurück, wo er eine Vermisstenanzeige aufgab. Meine Mutter, die gefürchtet hatte, ich wäre ertrunken, war überglücklich, dass ich noch lebte. Sie umarmte und küsste mich immer wieder. Meine Schwestern waren auch sehr glücklich. Es war die Rückkehr der verlorenen Tochter.“

Nach einer angemessenen Pause sagte Angela: „Ich würde Sie gerne etwas fragen. Zur Zeit Ihres Erlebnisses müssen Sie dreizehn Jahre alt gewesen sein.“ Vilma nickte. „Als ich dreizehn war . . . ich meine . . . Wie konnten Sie in diesem Alter in einer doch recht übersichtlichen Situation derartig in Panik geraten?“

„Ja“, sagte Bernardo, „Das ist der Unterschied der Kulturen!“

„Ich will Ihnen erklären, was Bernardo meint“, sagte Vilma. „Der eigentliche Schock bestand nicht darin, dass ich die Richtung verloren hatte, sondern darin, dass ich mich plötzlich *allein* fand. Alle Frauen und Mädchen meines sozialen Status waren es gewohnt, niemals allein aus dem Haus zu gehen. Entweder begleitete mich mindestens eine meiner Schwestern oder eine Dienerin.“

„Ich glaube, ich verstehe“, sagte Angela. „Ihre damalige Unselbstständigkeit war anerzogen.“ Vilma nickte.

Die beiden Frauen sahen Bernardo an. Er nickte und begann:

„Von der großartigen Schule, in die ich gegangen bin, dem Liceu, will ich hier nicht weiter berichten, sondern nur von unserem Portugiesischlehrer Pater Garcia. Er war mollig und hatte rosa Bäckchen. Er wurde von allen geachtet und geliebt, obwohl er uns ‘tolos’ nannte, das bedeutet: Dumme. Er hatte seine eigenen Vorstellungen davon, was einen guten Schüler ausmachte. Er wollte richtige Jungen, die sich im Leben zurechtfinden. Er kam ja aus dem Land der großen Seefahrer, deshalb erwartete er von seinen Jungen, dass sie wenigstens schwimmen konnten. Das war, wie wir wussten, seine Schwäche. Daraus entwickelte sich die Regel, dass ein Schüler, der schlecht in Portugiesisch war, sich durch Schwimmen retten konnte. Der Nachhilfeunterricht fand in der Nähe von Dona Paula statt. Jeden Sonntag ging er gemeinsam mit einem anderen Jesuiten und acht bis zehn Schülern zum kleinen Strand, den er Hawaii nannte. Am Sonnabend sagte er: ‘Vamos amanhã a Hawaii!’ Jeder, der mitging, stieg in der Achtung des Priesters. Dadurch war er gegen Durchfallen gefeit: Auch wenn seine Leistungen nicht genügten, würde er mit ‚ausreichend‘ beurteilt werden. Nach der Busfahrt und zwanzigminütigem Marsch schwammen wir, spielten im Sand Fußball und paddelten ein paar Stunden. Pater Garcia hatte alle seine Hawaii-Freunde im Blick und er passte auf, dass niemand herumsaß, sonst rief er: ‘O tolo, vai correr!’ Niemand der Hawaiianer fiel jemals in Portugiesisch durch!“

„Für gewöhnlich ziehe ich eine im Alter gemischte Gruppe vor, in der auf keinen Fall die Kinder fehlen dürfen“, sagte Angela, „aber diesmal habe ich den Altenkreis sehr genossen!“

„Na, na“, sagte Bernardo, „immerhin stehen wir ja alle drei noch mit beiden Beinen im aktiven Leben!“

„Denken Sie nie an den Tod?“, fragte Vilma, aber sie stand bei diesen Worten auf und zeigte damit, dass sie kein neues Thema anschneiden wollte.

„Wenn Bernardo sich nicht fürchtet, könnten wir vielleicht bei unserem nächsten Treffen darüber sprechen. Ich lade Sie beide nach Mercedes ein.“

„Oder Sie kommen zu mir nach Calangute!“

„Gerne“, sagte Bernardo, „aber zuerst werde ich für das junge Ehepaar Ramon und Rehana anstelle ihrer durch räumliche und ideologische Entfernung verhinderten Eltern eine Feier im allerkleinsten Kreis geben.“

22 Wladimir geht ins Konzert und Barbara besucht Arno in Bernardos Haus

Bernardo hatte Arno auf die Anzeige aufmerksam gemacht und ihn gefragt, ob er Lust habe mitzukommen. Arno war an portugiesischer Musik nicht besonders interessiert, aber er wollte Bernardo nicht enttäuschen. „Es ist eine Veranstaltung der Fundação Oriente. Die portugiesische

Regierung hält kulturellen Kontakt mit Goa. Gegenseitige Anhänglichkeit.“

„Ich verstehe zwar nicht portugiesisch“, sagte Arno, „aber Musik ist ja international.“

„Ich hoffe, in diesem Fall nicht“, sagte Bernardo. „Ich hoffe auf speziell portugiesische Musik, genauer gesagt, auf Fado.“

Sie hatten sich gleich am oberen Eingang auf zwei der dicht nebeneinander stehenden Blechstühle gesetzt. Das Open-Air-Auditorium der Kala-Akademie war noch recht leer. Bernardo beobachtete die Eingänge. Bei solchen Gelegenheiten traf er meist alte Bekannte, die er sonst nicht sah. Auch Arno richtete seine Aufmerksamkeit auf einen der Eingänge. Dort erschien ein stabiler, großer Inder in Kurta und Dhoti. Er trug trotz der Dämmerung eine Sonnenbrille. Sein kurzes, schwarzes Haar stand widerspenstig vom Kopf ab. Arno stutzte. Der Inder kam ihm bekannt vor. Diese Bewegungen und diesen stabilen Körperbau hatte er schon einmal gesehen. Er überlegte, aber er konnte sich an keinen Inder dieses Formats erinnern. Keinen *Inder*. Plötzlich erkannte er ihn trotz der Verkleidung! Es war Wladimir. Der Russe wurde polizeilich gesucht und wagte sich trotzdem in die Öffentlichkeit! Nach der Rettung des kleinen Jungen hatte Arno im Gespräch mit dem Reporter herausgefunden, dass der Drahtzieher der Entführung und seine Bekanntschaft beim Tempel gleich zu Anfang seines Goa-

Aufenthaltes ein und dieselbe Person waren. Arno stieß Bernardo an. „Das ist Wladimir. Dass der sich aus seinem Versteck wagt! Zu dumm. Da hilft ihm die Verkleidung auch nicht.“

„Ich gehe die Polizei rufen“, sagte Bernardo. „Er muss ja nicht auf dich aufmerksam werden.“

Arno rutschte in seinem Stuhl nach unten und senkte den Kopf über die Einladungskarte. Da hatte die Leidenschaft wieder einmal über die Vernunft gesiegt. Fado wollte sich Wladimir offensichtlich nicht entgehen lassen. Ob ihm klar war, dass ihn dieser Konzertbesuch Kopf und Kragen kosten würde? Wladimir setzte sich unter die Beleuchtungskammer. Dort war er gut versteckt. Inzwischen wurde es sieben Uhr. Die Besucher strömten herein, das Auditorium füllte sich. Vier Männer betraten zusammen mit Bernardo das Theater. Sie gingen an Arnos Platz vorbei. Arno stand auf, überholte sie und ging vor ihnen her. Bernardo setzte sich wieder auf seinen alten Platz. Zwei der Männer gingen auf Arnos Wink rechts um die Beleuchtungskammer, die anderen beiden links herum. Arno blieb stehen. Die Festnahme verlief, ohne Aufsehen zu erregen. Wladimir erhob sich und ging hinter zwei der Polizisten her, die anderen beiden folgten. Vielleicht wollte er draußen zu fliehen versuchen? Hier war es jedenfalls aussichtslos. Eigentlich war er ja ein netter Kerl. Und seine Leidenschaft für den Fado - sehr menschlich und sympathisch. Beim Prozess würde Arno ganz gewiss als

Zeuge aussagen müssen. Der Gedanke an eine Konfrontation mit Wladimir vor Gericht war ihm unangenehm.

Er ging zu seinem Platz neben Bernardo zurück. „Das haben wir gut gemacht, denke ich“, sagte der.

Pünktlich mit dem akademischen Viertel teilte sich der Vorhang. Auf drei Podesten saßen die Instrumentalisten: ein Keyboardspieler und zwei Gitarristen. Im Vordergrund lehnten die beiden Sänger gegen Barhocker. Der Leiter der Gruppe, João Alfonso, hatte angeblich den Preis für die ‚beste portugiesische männliche Stimme‘ gewonnen. Er trug ein rotes kurzärmliges Hemd.

„Nach Fado sieht das nicht aus“, flüsterte Bernardo Arno zu. Er behielt recht. Es wurde ein Schlagerabend mit viel ‚Yaeyaeyae‘ und zwei traurigen Liedern dazwischen. Für eines wurden drei Musiker von der Bühne geschickt, nur João und ein Gitarrist blieben bei stimmungsvoller Beleuchtung übrig. Aber das konnte den Abend für Bernardo nicht mehr retten. „Da hat Wladimir jedenfalls nichts versäumt“, schmunzelte er nach dem mageren Applaus. Peinlicherweise gab die Gruppe noch drei Zugaben, die niemand verlangt hatte. Die Besucher hielten brav aus - einige standen schon an der Treppe zum Ausgang - und spendeten noch einmal, aber nun endgültig, ihren wiederum mageren Beifall. Bernardo war der Meinung, dass die portugiesische Regierung ihre für Goa bestimmten Mittel sinnvoller hätte einsetzen können als für diese

Schlagergruppe samt Beleuchtern und Toningenieuren. Was allein schon der Flug für zehn Personen kostete! Arno stimmte ihm zu. Dann hellte sich Bernardos Gesicht auf:

„Jedenfalls ist es wieder einmal ein gesellschaftliches Ereignis, bei dem sich Portugiesen und ihre Freunde treffen können. Komm, ich stelle dich ein paar Leuten vor.“

„Es war leicht, dich zu finden“, sagte Barbara. „Jeder kennt den Architekten de Souza.“

Arno und Barbara saßen im Wohnzimmer, beide mit dem Blick in den Garten. Eine der kleinen Frauen brachte unaufgefordert Tee und Kekse. Bernardo würde erst in ein paar Stunden aus dem Büro kommen.

„Es tut mir unendlich leid . . .“, murmelte Arno.

„Ja, ich bin sehr traurig, dass ich Peter für dieses Leben verloren habe.“

Arno stutzte kurz über die Formulierung.

„Aber vielleicht sehen wir uns eher wieder, als man erwarten könnte.“

Arno sah in das ruhige Gesicht neben ihm, das jetzt noch inniger wirkte als ein paar Wochen zuvor. Auch er war bewegt und schwieg.

„Glaubst du an Wiedergeburt?“, fragte Barbara.

„Religiöser Glaube ist für mich bisher noch eine verschlossene Welt“, antwortete Arno. Er wollte einerseits

Barbaras Gefühle nicht verletzen, andererseits aber auch nicht heucheln.

„Es gibt Beweise“, sagte Barbara. „Aber sie nützen niemandem. Die Gläubigen brauchen sie nicht und die anderen lassen sich nicht davon überzeugen, weil man alles auch anders als religiös erklären kann.“

Beide schwiegen.

„Mich beschäftigt der neue Fall in Sri Lanka. Hast du davon gehört?“

Arno wusste nicht, wovon Barbara sprach.

„Ein zweiundzwanzig Monate alter Junge wird dort als Reinkarnation des ermordeten Präsidenten Ranasinghe Premadasa verehrt. Hunderte haben sich im Dorf versammelt, in dem das Kind geboren ist, das Premadasa völlig gleicht. Der Junge, ein Bauernkind, sagt, er heiße Premadasa, obwohl ihn seine Eltern Vijebahu genannt haben. Er spricht von Premadasas Familie, als wäre sie seine eigene. Er hat auch gesagt, dass ihn in seinem vorigen Leben 'Baba' verletzt habe. Premadasas Selbstmordattentäter war ein unter dem Namen 'Babu' bekannter Tamile, der sich als Diener im Mai 1993 ins Haus des Präsidenten geschmuggelt hatte. Das Kind wacht nachts um drei Uhr auf und befolgt ein buddhistisches Ritual, das dem ähnelt, das der ermordete Präsident täglich verrichtete.“

Arno hatte aufmerksam zugehört, ohne Barbara zu unterbrechen. Allerdings galt sein Interesse mehr der Sprecherin als dem, was sie sagte.

„Ich habe ein Foto in der Zeitung gesehen, das ein vor Kurzem in Bombay geborenes Kind mit zwei Köpfen zeigte“, sagte er.

Barbara sah ihn unwillig an.

Arno beeilte sich, den Zusammenhang mit Barbaras Erzählung herzustellen: „Gläubige Hindus bringen den Eltern Früchte und Geld als Opfergaben, denn sie sehen das Kind als Inkarnation eines Gottes an.“

„Das ist für Eltern und Kind oder Kinder jedenfalls besser als die westliche Betrachtungsweise“, sagte sie kühl.

Im Raum war es dämmrig geworden. Arno wollte nicht die kalte Deckenbeleuchtung einschalten. Er kannte kein einziges indisches Zimmer, das nach seinen deutschen Maßstäben gemütlich zu beleuchten war. Er stand auf, holte eine Kerze, stellte sie auf den Tisch zwischen sich und Barbara und zündete sie an.

Beide sahen in das Licht und schwiegen.

„Ich werde in Indien bleiben“, sagte Barbara nach einer langen Pause.

„Und dein Examen?“, fragte Arno.

„Kann warten. Ich werde auch warten müssen.“

„Warten? Worauf?“

„Dass er sich in meiner Nähe reinkarniert“, sagte sie tapfer in das skeptische Gesicht hinein.

Arno bemerkte, dass sie einen inneren Widerstand überwunden hatte, um ihm zu sagen, weshalb sie hergekommen war. Er wünschte nichts sehnlicher, als sie in allem zu unterstützen, was sie trösten könnte. Sein Mitgefühl musste sich in seinem Gesicht ausgedrückt haben, denn Barbaras Züge verloren gleich wieder die Anspannung der letzten Sekunden. Zwar waren beide nicht durch einen gemeinsamen Glauben verbunden, aber Arno empfand eine tiefe Zusammengehörigkeit mit Barbara, so, als ob sie seit ihrer Kinderzeit miteinander vertraut wären. Oder länger? Sie hatte ihn schon angesteckt!

„Und was willst du tun?“, fragte er.

„Ich will in der Nähe der Stelle bleiben, wo Peter im Ganges ertrunken ist. Es gibt dort auch einen Frauenashram. Die meisten Frauen sind alt, haben ihre Kinder aufgezogen und ihre Männer überlebt. Einige sind jung, alle sind Inderinnen. Sie würden mich aufnehmen, hat Peter mir geschrieben. Er dachte daran, in seinem Ashram zu bleiben. Wir hatten darüber gesprochen, dass wir in keuscher Gemeinschaft miteinander leben wollten. Heiraten schon, aber ohne die Ehe zu vollziehen. Unseren Familien sagten wir nichts davon, denn das hätte wohl sogar das tolerante Verständnis meines Vaters überfordert, von den familien- und kinderbesessenen Griechen ganz abgesehen.“

Indem Barbara über die Familien sprach, war sie wieder in die sichtbare Welt zurückgekehrt. „Vor allem seine Mutter leidet schrecklich. Auch der Vater, aber der hat seine heiß geliebte Arbeit. Die Mutter ist völlig gebrochen. Er war ihr einziger Sohn.“

Arno lehnte sich im Sofa zurück. Sein Gesicht verschloss sich. Barbara sah ihn an und schwieg. Arno sah ins Licht. Ein innerer Kampf spiegelte sich in seinem Gesicht. Dann löste sich die Spannung.

„Ich werde ihr schreiben“, sagte er auf Deutsch. Barbara fragte nicht nach. Beide sahen vor sich hin. Ihn bedrängte eine Frage, aber er wagte nicht, sie zu stellen. Vielleicht später. Er sah Barbara forschend an.

„Ja?“ fragte sie.

„Hast du daran gedacht. . .“ Er machte eine Pause. Nun hatte er einmal angefangen.

„Woran?“, fragte Barbara.

„. . . wovon du hier leben willst?“

„Du wolltest doch etwas ganz anderes fragen. Was denn?“

„Hast du daran gedacht“, Arno nahm einen neuen Anlauf und atmete tief ein, „dass du Peter eine Chance bieten könntest, sich als dein Kind zu reinkarnieren?“ Er atmete tief aus und sah scheu zur Seite. Das war wohl doch zu indiskret. Sie könnte ja denken . . .

„Daran habe ich gedacht“, sagte Barbara ruhig. „Eine keusche Ehe wäre mir recht gewesen, aber mit Kinderlosigkeit konnte ich mich nur sehr schwer abfinden.“ Sie machte eine Pause, dann fügte sie hinzu: „Es hat ja Zeit, denn die Seelen bleiben erst einmal einige Zeit im anderen Reich, ehe sie sich einen neuen Körper suchen.“

„Die Seele des Präsidenten von Sri Lanka hat sechs Jahre gewartet, ehe sie sich reinkarniert hat“, sagte Arno mit einem kleinen Lächeln.

Barbara lächelte zurück. Dann sagte sie:

„Du hast dich sehr verändert, Arno. Was hast du in der Zwischenzeit erlebt?“

„Vieles. Ich weiß gar nicht, wie ich es ausdrücken soll. Ich wollte mir selbst darüber klarwerden, aber das ist mir bisher noch nicht gelungen. Es kommt mir vor, als wäre ich auf einen Turm gestiegen und dadurch hätten alle Dinge ihr Aussehen verändert.“

„Meinst du, du hast mehr Überblick gewonnen?“

„Nein, so meine ich es nicht. Ich könnte auch sagen, ich habe mich auf den Boden gelegt, auch dann verändert alles sein Aussehen.“

„Ein Beispiel?“

„Ich habe eine sehr gefährliche Situation erlebt und hatte überhaupt keine Angst.“

„Früher hättest du in einer solchen Situation Angst gehabt?“

„Nein. Früher habe ich kaum jemals gefährliche Situationen erlebt, weil ich äußerst vorsichtig war, sodass ich jedes Risiko vermied.“

„Ja, und?“

„Ich habe erkannt, dass ich gefährlichen Situationen durchaus gewachsen bin. Dadurch habe ich eine ungeheure Freiheit gewonnen. Ich brauche nun nicht mehr ängstlich jedem Risiko auszuweichen.“

„Ich glaube, ich weiß, was du meinst.“

„Dann verstehst du sicherlich auch, wie sich mein gesamtes Lebensgefühl verändert hat.“

„Noch nicht so ganz.“

„Es hängt alles miteinander zusammen: Wenn ich es wage, Risiken einzugehen, dann übernehme ich Verantwortung. Wenn ich selbst die Verantwortung habe, dann bin *ich* es, der handelt. Ich bin dann nicht mehr einer, dem alles nur zustößt, der ‚herumgeschubst wird‘, wie ich das früher erlebt habe.“

„Da ergibt sich wirklich eines aus dem anderen.“

„Nur scheinbar. Es ist, als hätte jemand eine Straße geplant, ohne das Gelände zu kennen. Auf dem Reißbrett stimmt alles. Ich denke, ich bin tatsächlich auf einem besseren Weg, aber erst ganz am Anfang!“

„Wir sind alle am Anfang, solange wir leben.“

„Ich will mich nicht besser machen, als ich bin“, sagte Arno nach einigem Nachdenken. „Entscheidender für meine

Veränderung war sicherlich, dass ich meine Lebensillusion verloren habe. Als ich erfuhr, dass ich kein indischer Prinz sei, brach meine Welt zusammen. Seit meiner Kindheit lebte ich in der Aura einer königlichen Abstammung. Ich fühlte mich deshalb verpflichtet, in allem mein Bestes zu geben. Hervorstechende Begabungen hatte ich nicht, darum war ich besonders brav und angepasst, sodass Lenkbarkeit und Sanftheit bis hin zur fast völligen Passivität zu meiner zweiten Natur wurden. Ich verlor den Boden unter den Füßen, als ich die Wahrheit erfuhr. Aber, merkwürdig, als ich wieder etwas wie Boden unter den Füßen fühlte, schien er fester und ich stehe jetzt sicherer darauf als jemals zuvor.“

Sie sah ihn aufmerksam an und schwieg.

Arno lehnte sich zurück und lächelte:

„Wenn ich noch ein indischer Prinz wäre, würde ich dir mein Herz zu Füßen legen, meine amerikanische Prinzessin!“

Barbara lachte.

23 Rehanas und Ramons Hochzeitsfeier

„Wir haben gut gegessen und getrunken, danke Bernardo!“, sagte Ramon. Die anderen applaudierten. „Wir haben getanzt und miteinander gesprochen, und jetzt möchte ich euch bitten, mir beim Verständnis des Neujahrsgrußes eures Premierministers zu helfen.“ Ramon sah Bernardo und Dilip an. Sie widersprachen nicht. Das schien ihm zu genügen, und er begann:

„Ich will nur einen Punkt herausgreifen, der mich besonders beeindruckt hat. Ich referiere zunächst einmal.“ Ramon nahm die Zeitungsseite in die Hand, die er vorher neben sich gelegt hatte.

„Wir haben die kühne Entscheidung für Atomtests getroffen.“

„Stimmt“, sagte Dilip, „eine wirklich kühne Entscheidung!“

Ramon las weiter: „Das war gegen niemanden gerichtet, sondern nur ein Schritt in Richtung Sicherheitsverstärkung.“

„Und wer verstärkt die Sicherheit der Bevölkerung gegen atomare Verstrahlung?“, fragte Rehana.

„Die Atomversuche haben die Volksmoral gehoben und ein Gefühl des Stolzes hervorgerufen. Jeder Inder hat gefühlt, wie ruhmvoll es ist, ein Inder zu sein.“

„Jeder Inder' ist vom logischen Standpunkt aus jedenfalls äußerst gewagt. Eine einzige Ausnahme genügt ja, um den Satz Lügen zu strafen“, sagte Arno, der sich inhaltlich nicht einmischen wollte, den es aber doch dazu drängte, einen Kommentar loszuwerden.

„Wir sind stolz auf die großen Leistungen unserer Wissenschaftler. Wir werden unserem Wahlspruch >Hoch sollen die Soldaten leben!< und >Hoch sollen die Bauern leben!< hinzufügen: >Hoch sollen die Wissenschaftler leben!<. Ihr merkt schon, ich habe mir die Wörter aus Hindi übersetzen lassen.“

„Nichts gegen die Wissenschaftler im Allgemeinen“, sagte Bernardo.

„Wir haben >swadeshi<, das heißt: >unsere Autarkie<, und die Öffnung nach außen so miteinander verbunden, dass wir, obwohl wir zum Wohlstand vorwärts schreiten, unsere Jahrhunderte alten Fähigkeiten, Handwerkskunst und traditionelles Wissen, nicht vergessen, sondern wir schaffen ihnen Möglichkeiten zum Wachsen.“

„Stimmt das?“, fragte Angela.

Ramon nickte ihr zu, las aber weiter: „Unser Ziel ist es, jedem Bürger dieses Landes ein gutes Leben zu verschaffen.' Hier lasse ich das Landwirtschaftsprogramm aus. Es geht weiter: ‚Wir müssen die Einheit des Landes, seinen Zusammenhalt und den Respekt vor allen Religionen stärken. Engstirnigkeit und Fundamentalismus haben hier

keinen Platz.' Und jetzt dick gedruckt: ‚Wir wollen als ein starkes und ruhmreiches Indien in das einundzwanzigste Jahrhundert eintreten, ein Land, in dem alle Teile der Gesellschaft in Wohlstand, Frieden und herzlicher Atmosphäre miteinander leben.’“

„Amen“, sagte Dilip.

„Fehlt noch der Schlusssatz, den möchte ich euch auch nicht vorenthalten: ‚Wir suchen Ihre Mitarbeit bei diesem Vorhaben. Wir bekräftigen hiermit unseren Beschluss, unsere Verantwortlichkeiten wahrzunehmen, und wir wollen zusammen mit Ihnen das Indien unserer Träume zur Wirklichkeit machen.’“

„Nimmt er nicht vielleicht den Mund etwas voll?“, fragte Angela vorsichtig.

„Persönliche Unterschrift. Atal Bihari Vaipayee, Ende“, sagte Ramon und sah sich fragend um.

„Der Aufruf zur Toleranz ist bitter nötig“, sagte Dilip. „Die fanatischen Hindus, die jetzt im Gujarat Kirchen anzünden und die den australischen Missionar mit seinen beiden Kindern im Auto verbrannt haben, stehen der Partei des Premierministers ja durchaus nicht fern.“

„Und wie ist es mit eurem Stolz, Inder zu sein, der durch die Atombombenversuche so gewachsen sein soll?“, fragte Ramon hinterhältig.

Bernardo schmunzelte. „Ich bin sicher, dass wenigstens in Goa jeder zweite anders denkt. Wir sind ein

Entwicklungsland und müssen uns erst einmal darum kümmern, dass alle Bürger dieses Landes menschenwürdig leben. Stolz werde ich auf Indien sein, wenn wir es geschafft haben, dass jeder Einwohner sich täglich wenigstens eine Mahlzeit leisten kann.“

„Was den Menschen fehlt, ist nicht der Stolz auf ihr Land, sondern solidarische Auflehnung gegen die Unerträglichkeiten ihres Lebens. Was sie zu viel haben, ist die widerspruchslose Hinnahme übler Zustände - auch da, wo sie gemeinsam etwas verbessern könnten.“ Alle sahen Dilip an und nickten ihm zustimmend zu.

„Ich danke euch allen“, sagte Ramon. „Ich bin froh, dass ich eure Meinung gehört habe.“

Als das Schweigen anfang drückend zu werden, stand Bernardo auf und sagte munter:

„Programmpunkt Nummer zwei: Ich möchte euch meine Lieblingsanekdote erzählen. Einverstanden?“ Er machte pro forma eine Pause, denn nichts würde ihn daran hindern, seine Geschichte zu erzählen. „Ein Priester rief das Panchayat, also beim Bürgermeister, an und bat darum, dass das tote Rindvieh vor seinem Haus weggeräumt würde. Ein junger Sekretär sagte zu ihm: ‚Ich denke, ihr Priester kümmert euch um die Toten?!‘ ‚Das stimmt‘, antwortete der Priester. ‚Wir kümmern uns um die Toten, aber zuerst nehmen wir Kontakt mit den Angehörigen auf.‘“

Angela lachte heraus, die anderen schmunzelten.

„Ihr Lieben“, sagte Rehana, „ich danke euch allen, dass ihr zu Ramons und meiner Hochzeitsfeier gekommen seid! Ich danke Bernardo von Herzen dafür, dass er so gut zu uns ist und dass er uns dieses Fest ausgerichtet hat. Ich bin gleichzeitig glücklich und traurig. Glücklich bin ich darüber, dass wir so gute Freunde gefunden haben, und traurig, weil meine Familie nicht dabei ist. Ihr wisst ja, nicht ich habe mich von ihnen, sondern sie haben sich von mir getrennt, indem sie Ramon töten wollten und mich eingesperrt haben. Das erleichtert mir den Abschied von ihnen.

Und auch von euch allen müssen wir bald Abschied nehmen. Ramons Mutter und Schwester haben mir sehr liebevoll geschrieben. Ich freue mich auf meine neue Heimat!“

„Danke“, sagte Ramon leise.

Alle blieben nachdenklich sitzen, obwohl das Fest eigentlich vorüber war. Niemand wollte aufbrechen.

Angela sah in die Runde. „Ich möchte euch von einem der Wunder Indiens erzählen“, sagte sie dann.

„Da bin ich neugierig“, sagte Rehana.

„Ich erzähle euch vom Banyanbaum.“

Bernardo setzte sich in seinem Sessel weit nach hinten und faltete die Hände.

„Der Banyanbaum ist einer der größten und gastfreundlichsten Bäume. Kinder klettern gerne in seinen

Zweigen und verstecken sich in seinen großen glänzenden Blättern.“

Dilip stützte den Kopf in die rechte Hand, den Ellenbogen auf der Lehne seines Sessels.

„Der Banyanbaum hat Luftwurzeln, das heißt, seine Zweige bilden Wurzeln, die den Baum wie Säulen tragen. Das ist notwendig, denn der Hauptstamm ist nicht tief verwurzelt.“

Arno schloss die Augen.

„Darum braucht der Baum so viel Platz. Pflanz keinen Banyanbaum zu nahe ans Haus, wenn ihr die Wurzeln nicht in eurem Schlafzimmer wiederfinden wollt! In den Städten finden die Banyanbäume selten genug Platz. Sie werden Jahrhunderte alt und beanspruchen den Platz eines dreistöckigen Mietshauses. Wenn die Blüten noch rosa und zart sind, kommen die zierlichen Map-Schmetterlinge, um den Nektar zu naschen. Während des Monsuns füllen sich die Zweige mit roten Feigen. Menschen sollen die Früchte lieber den Vögeln und Fledermäusen überlassen, sie sind meist wurmstichig, die Früchte, meine ich. In Indien wurde der Baum lange Zeit als heiliger Feigenbaum geschätzt. Viele glauben auch heute noch, dass sich jemand, der sich mit seiner Asche einreibt, von seinen Sünden befreien kann.“

Arno setzte sich mit einem kleinen Ruck wieder gerade hin.

„Sein Holz ist zäh und elastisch und wurde Jahrhunderte lang zu vielem Nützlichen verarbeitet. Aber das Wichtigste ist, dass er an einem Sommertag so viel kühlen erfrischenden Schatten spendet. Deshalb wollen wir ihn lieben und schützen!“

Angela hatte geendet. Im Raum herrschte Ruhe. Dann reckten einige diskret ihre Glieder, jemand seufzte.

Bernardo erhob sich zu einem Schlusswort.

„Ehe ihr alle geht, möchte ich euch noch an einen anderen Abschied erinnern, der ebenso einen Neubeginn in einem weit entfernten Land einschließt. Die kleine Rosa fasste ihn in den Worten zusammen: ‘Muja avoi bapui maka mogal lagta. Havu kenach visruchuna.’“

Dilip und Rehana wurden die Augen feucht.

Bernardo fuhr fort: „Das heißt: ‚Ich liebe meine Eltern. Ich werde sie nie vergessen.’“

Angela, Arno und Ramon schlossen sich an.

Die Quellen zu Lost in Goa. Fakten und Fiktion

Die Erzählungen Bernardos über das Café Central und den Schwimmunterricht in Dona Paula sind mit freundlicher Genehmigung des Autors Vasco Pinho seinem autobiografischen Buch „Nostalgia“ (in Englisch geschrieben), Panjim, Goa 1998 entnommen.

Den Bericht über ihr Jugenderlebnis hat Vilma selbst (in Englisch) aufgeschrieben.

Arnos Bericht über ein Internatserlebnis entstammt Tills Nachwort in meinem Buch *Einer tanzt aus der Reihe*, das er im Till von Heiseler Verlag 1990 herausgebracht hat.

Die Geschichte von Kamalas Verheiratung stammt aus ihrem Buch *My Story* (Deutsch, noch nicht erschienen: *Herbstbeginn*) und aus Gesprächen, die ich während eines Besuches mit ihr führen konnte.

Der Brief des amerikanischen Kongressabgeordneten ist wörtlich einer älteren Ausgabe von ‘Navhind Times’ entnommen, in die unser Gemüse eingewickelt war. Das junge amerikanische Paar verdankt seine Existenz diesem Brief.

Die Stellungnahmen der Goanerinnen und Goaner über die portugiesische Zeit sowie den Bericht über die Zerstörung der Gaddas fand ich bei der täglichen Lektüre des ‘Herold’.

Darüber hinaus gibt es noch einige weitere Zitate, deren Herkunft ich nicht mehr ermitteln kann (besonders im letzten Kapitel).

Zu den *Fakten* gehören auch die Orts- und ein Teil der Personenbeschreibungen. Alle Inder bis auf den Reporter und die Nebenfiguren sind „realen Personen“ nachgebildet.

Entstehung und Bauweise

Den ersten Winter nach meiner Pensionierung will ich in einem warmen Land verbringen. Israel! Kommt nicht in Frage, sagt Regine. Sondern? Indien! Wenn wir dort ein paar Monate bleiben, soll es so europäisch wie möglich dort sein, finde ich. Neun Jahre zuvor bin ich fünf Wochen mit einer privaten kleinen Gruppe in Indien gereist. Also Goa, das ja bis Ende 1961 portugiesisch war.

Goa sage ich am Esstisch in der Akademie. Sie kennt da jemanden ... Der wiederum kennt jemanden in Goa, der sich ihm verpflichtet fühlt. Prakash holt uns vom Flughafen in Dabolim ab und fährt uns nach Panjim zum Schreckenshaus auf dem Altinho. Am nächsten Tag führt er uns zur leer stehenden Wohnung seines Bruders Dilip in Mercedes. Das lebt, sagt Regine. Besonders die Küche in der Nacht, stellt sich heraus, macht nichts, Kakerlaken sind hier überall.

IN *LOST IN GOA* sind verschiedene Textsorten vertreten. Mit Ausnahme von Manuelas Brief bzw. Tagebuch wird auktorial erzählt. Die meisten eingefügten Sachtexte werden Personen in den Mund gelegt. Die Pensionärin Angela führt nach Regeln der systemischen Beratung ein exemplarisches Gespräch mit Arno.

Alle Figuren leben zunächst in ihren eigenen Kapiteln und treffen sich dann zu gemeinsamem Handeln in der gemeinsamen Handlung.

Eine der Hauptpersonen, Arno, ist ein zunächst sehr durchschnittlicher, ängstlicher Mensch. Er soll in der Mitte des Buches sterben. Aber er weigert sich. Also muss ein Doppelgänger her und *der* muss sterben. Aber auch Ramon weigert sich. Rehana entstammt der Erzählung des Kellners Moses im Navtara, der trotz seinem ebenfalls jüdischen Nachnamen sagt, er sei Katholik und die muslimische Familie der von ihm bewunderten jungen Frau verweigere sie ihm deshalb, obwohl sie seine Neigung erwidere. (Ein guter Ausgang für die beiden war damals nicht in Sicht.) Irgendwoher kommt Manuela, die sich in Goa umbringen will. Wladimir bedient das Klischee vom gewissenlosen und profitorientierten Russen mit sentimentaler Seite.

Arno gewinnt schrittweise Eigenständigkeit und Persönlichkeit und Manuela findet schrittweise wieder ins Leben zurück.

Im scheinbaren Gegensatz zu den nicht fiktionalen Texten erhebt die Handlung keinen Anspruch auf Nähe zur *äußeren* Realität: In *Lost in Goa* kommen schließlich alle Geschichten zu einem märchenhaft guten Ende.

Zwei Hundegeschichten

Ich bin keine Hundeliebhaberin. Aber in Merces kommt man nicht um ihre Bekanntschaft herum. Nachts lieferten sich zwei Rudel gerade vor unseren Fenstern ohrenbetäubende Schlachten, tagsüber lagen sie überall herum und ruhten von ihren nächtlichen Aktivitäten aus. Sie sahen alle recht zerzaust aus. Ein junger schwarzer Rüde gefiel mir und ich

wollte ihm etwas Gutes tun. Ich kaufte also Trockenfutter in der Stadt. Wie habe ich doch gleich noch versucht, mich ihm zu nähern? Seine Schwester, sein Ebenbild in Hellbraun, war klüger oder vertrauensvoller als er und *sie* ging auf mein Angebot ein. Hinter dem Haus hatten wir einen schmalen Garten. Er reichte bis zu einer etwas über einen Meter hohen Mauer, die uns vom Nachbargrundstück trennte. Auf ihr standen mit Reihen von Stacheldraht verbundene Holzpfähle. Der Boden in unserem Garten war so karg und hart, dass wir zur Verschönerung Blumentöpfe an der Mauer aufreichten.

In diesem Gärtchen stellte ich eine kleine Schüssel mit dem in Wasser eingeweichten Hundefutter auf. Die hellbraune Hündin war so klug, dass sie eines Tages in der Dämmerung in unseren Garten fand. Von da an kam sie jeden Abend. Sie war so taktvoll, nie einen anderen Hund mitzubringen. Ihre Augen waren durch schwarze Striche verlängert; das trug ihr den Namen Kleopatra ein. Schon bald war ihr Fell nicht mehr rau und sie war nicht mehr dürr, sondern sie war zu einem ansehnlichen kleinen Hund geworden.

Wie in jeder Beziehung gab es auch zwischen Kleopatra und mir ein Missverständnis – und sogar einen Verrat. Ich dachte, als wir einmal gemeinsam im Garten waren, sie erwarte von mir, dass ich sie streichele. Ich bin eigentlich niemals in Versuchung, einen Hund zu streicheln. Diesmal bückte ich mich also zu ihr runter und näherte ihr meine Hand. Sie sprang aufjaulend zur Seite, ich hatte sie missverstanden. Da waren wir uns also einig. Einmal wollte ich spät am Abend allein etwas im Dorf erledigen. Da ich die Hunde gehört hatte, nahm ich einen Stock in die Hand. Die

Meute versperrte mir den Weg und gab Zeichen von Feindseligkeit von sich. Ich wollte schon umkehren, da sah ich etwas weiter hinten Kleopatra mit den Wölfen heulen. Ich war sehr enttäuscht von ihr und es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte ihre Schüssel nicht mehr gefüllt. Dann wurde mir aber doch klar, dass sie sich unmöglich gegen ihre Gruppe hätte stellen können, vielleicht hätte sie das sogar das Leben gekostet.

Bei der anderen Hundegeschichte spielt die Mauer zum Nachbargrundstück eine Rolle. Ich saß im Wohnzimmer vor der Glastür zum kleinen Garten und schrieb mit einem Stift in ein Schulheft an *Lost in Goa*. Schon eine ganze Zeit lang hatte ich kaum bewusst das Winseln eines Hundes gehört. Schließlich drang es mir voll ins Bewusstsein und ich wollte doch sehen, was es gäbe. Da hing der Nachbarhund an der Leine, die am Zaun auf der Mauer festgebunden war, und berührte nur mit den Zehen seiner Hinterfüße den Boden auf unserer Seite der Mauer. Das Halsband schnürte ihm die Kehle so zu, dass er kaum Luft bekam. Der Hund war ziemlich groß, aber ich dachte doch, er werde so viel Einsicht besitzen, seine Retterin nicht zu beißen. Ich ging also in den Garten und hob ihn zurück auf die Mauer.



Die Autorin: Ingrid von Heiseler

- Studium der Germanistik, Theologie und Pädagogik: Abschluss an der Universität Göttingen
- Zusatzausbildungen u.a. in Gesprächstherapie (GwG), Gruppenmoderation, Gordon-Lehrer-Training, Systemischer Beratung und Mediation

Foto: Manfred Hensel

- Autorin des „erzählenden Berichts“ *Einer tanzt aus der Reihe* (1990), des Romans *Lost in Goa* (2001), *Leben10Anfänge* (2011) und des eBooks *Dieser Eingang ist nur für dich bestimmt*. Kürzere Texte bei Amazon.
 - Seit 2002 Übersetzungen und Lektorate von Publikationen auf dem Gebiet Frieden und Konfliktbearbeitung: Bis Mitte 2013 als Bücher erschienen: John A. McConnell, *Achtsame Mediation*, Johan Galtung, *Neue Wege zum Frieden*, derselbe, *Konflikte und Konfliktlösungen*, derselbe, *100 Lösungsszenarien für Konflikte in aller Welt*, Michael Henderson, *Die Macht der Vergebung*, Pat Patfoort, *Sich verteidigen ohne anzugreifen* (aus dem Französischen), Jean Bricmont, *Humanitärer Imperialismus*, Dietrich Fischer, *Umfassende Sicherheit mit friedlichen Mitteln*, Ira Chernus, *Warum handeln wir gewaltfrei?*, *Mein Leben. Autobiographie des Abdul Ghaffar Khan* und Uri Avnery, *Israel im arabischen Frühling*. Außerdem der Roman (aus Tamil aus Englisch): Salma, *Die Stunde nach Mitternacht*.
- Dazu Übersetzungen im Internet, u. a. <http://www.peakoilandhumanity.com/>. Wöchentlich (Februar 2012-Juli 2013) des israelischen Kolumnisten Uri Avnery auf aixpaix.de. Seit Juli Uri Avnerys Kolumne und andere Artikel in meiner Übersetzung auf <http://www.lebenshaus-alb.de/magazin/008009.html> (dort ein Beispiel).